

# Besprechungen = Comptes rendus

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire**

Band (Jahr): **14 (2007)**

Heft 2

PDF erstellt am: **20.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Literatur zum Thema

### Comptes rendus thématiques

#### Robert A. Kaster **Emotion, Restraint, and Community in Ancient Rome**

Oxford University Press, Oxford and New York 2005,  
pp. xiv + 245, £ 26,99

Il libro di Robert A. Kaster (RK) parla di cinque emozioni che sono espresse in latino come «verecundia», «pudor», «paenitentia», «invidia», e «fastidium». Queste emozioni sono trattate in capitoli diversi, alcuni dei quali sono già stati pubblicati in precedenza sotto forma di articoli. Lo scopo di RK, come lui stesso dichiara nell'introduzione, è di capire l'interazione tra le emozioni e l'etica degli uomini romani delle classi più elevate (soprattutto i senatori e i cavalieri) durante il periodo della tarda Repubblica e l'inizio dell'Impero.

Le due prime emozioni, «verecundia» e «pudor», rientrano nella sfera dell'imbarazzo e della timidezza. L'emozione successiva, la «paenitentia», si può tradurre come «rimpianto», un sentimento determinato da una carenza dovuta al proprio comportamento. Le ultime due emozioni, invece, focalizzano l'attenzione sul sentimento verso gli altri: l'«invidia» si presenta come una forma di ostilità, il «fastidium», come una forma di disgusto, di repulsione verso gli altri o verso qualcos'altro. L'epilogo del libro tratta dell'uomo dell'élite romana che è «integer» (integro) o che possiede l'«integritas», una qualità in relazione con le emozioni analizzate precedentemente.

RK nota sin dall'inizio la difficoltà di individuare il campo semantico proprio di ogni termine: questa difficoltà si manifesta già con evidenza al momento della traduzione. RK parla di una cartografia

(«mapping») dei termini indicanti le emozioni che differisce dal latino all'inglese. Per questo si propone di non dilungarsi sull'analisi terminologica: il nome che designa l'emozione, infatti, è solamente un «residuo lessicale» di un processo che si compone di diverse fasi «percezione, evoluzione e risposta» (corporale, affettiva, prammatica, espressiva). RK rimpiazza dunque l'analisi terminologica con l'analisi del processo narrativo. Questo permette di parlare delle emozioni senza dover creare complicate definizioni e lascia invece ampio spazio allo studio dell'aspetto culturale dei fenomeni emotivi.

Per osservare il metodo di lavoro di RK prendiamo il capitolo sul «fastidium». RK annuncia all'inizio: "At the very start of our investigations, we encountered two scenes of high emotion [...] in which feelings of *fastidium* played a pivotal role." (104) Questi passi permettono a RK di distinguere due tipi di «fastidium» (disgusto). Il primo che chiama «per se reflex» è rappresentato da una reazione automatica che hanno uomini ed animali malati per esempio di fronte al cibo (senza distinzioni di quantità e di qualità). Il secondo tipo di disgusto è invece quello che si prova di fronte a alimenti particolari. RK cita per esempio il disgusto di Plinio all'idea di dover mangiare una lucertola. Questo tipo di «fastidium» implica uno sguardo dall'alto verso il basso: si prova disgusto per elementi della vita comune (cibo, sesso, ecc.) che si considerano inferiori al proprio rango. RK cita in quest'occasione la favola raccontata da Orazio del topo di città che disprezza il cibo del topo di campagna. (113) Infine una parte della

discussione è riservata al disgusto verso la produzione artistica.

L'epilogo sui valori etici delle classi romane dominanti prende il posto della conclusione. Il suo pregio è di ampliare la lettura delle emozioni in relazione allo stato sociale e al comportamento degli individui.

Un ampio apparato di note completa questo studio e fornisce gli strumenti per approfondire i molti temi trattati in questo libro.

Questo lavoro, scritto da uno dei più grandi esperti delle emozioni nell'antichità classica, è sicuramente una lettura fondamentale non solo per chi s'interessa alle scienze affettive, ma anche per chi desidera avere uno sguardo sulle interazioni tra individui che compongono l'élite della società romana.

*Francesca Prescendi (Genève)*

**Barbara Rosenwein**  
**Emotional Communities**  
**in the Early Middle Ages**

Cornell University Press, Ithaca, London 2006,  
228 S., FR. 68.–

Dass sich die Geschichte wenn nicht der Gefühle, so doch zumindest der Gefühls-äusserungen auch für das als quellenarm geltende frühe Mittelalter schreiben lässt, zeigt die Studie von Barbara Rosenwein. Sie geht in ihrem kleinen, aber gedankenreichen Buch der Frage nach, wie sich soziale Gruppen durch die Erforschung ihrer spezifischen Formen der Gefühls-äusserung konstituieren und nachzeichnen lassen. Die Auswertung so unterschiedlicher Quellen wie Inschriften, Briefe und Heiligenviten bringt eine besondere methodische Herausforderung mit sich, die einige konzeptionelle Überlegungen erfordert. Vorab sei bemerkt, dass im Rahmen dieser Besprechung der englische Begriff

«emotions» mit «Emotionen» wiedergegeben wird, auch wenn es unterschiedliche Bedeutungsnuancen geben mag.

Die theoretische und methodische Grundlegung der Studie findet in den ersten zwei Abschnitten statt. Das theoretische Kapitel skizziert zunächst die englische, französische und deutsche Begriffsgeschichte. Anschliessend geht die Autorin auf die Konzepte von Johan Huizinga und Norbert Elias ein, die unter gänzlich unterschiedlichen Prämissen dem Menschen des Mittelalters eine gleichsam kindliche Emotionalität im Unterschied zum modernen Menschen unterstellten. Für das Mittelalter hat beispielsweise C. Stephen Jaeger dieses Bild entscheidend verändert. In einem nächsten Schritt wird der zentrale Begriff des Buchs definiert: "An emotional community is a group in which people have a common stake, interests, values, and goals." (24) Äusserungen zur Gefühlswelt sind stark topisch geprägt, sodass die Quelleninterpretation besondere Umsicht erfordert. Um die Traditionen der sprachlich kategorisierten Gefühlswelt aufzuzeigen, werden die antiken Vorbilder (vor allem Aristoteles, Cicero, die Bibel und patristische Literatur) im Hinblick auf ihre Gefühlskataloge ausgewertet.

Das eigentliche Untersuchungsfeld umfasst den Zeitraum vom letzten Viertel des 6. Jahrhunderts bis etwa 700. Rosenwein widmet sich zunächst Inschriften für Verstorbene, die in verschiedenen Städten des ehemals römischen Grossreichs verfasst wurden (Kap. 2: *Confronting Death*). Anhand der Beispiele Trier, Vienne und Clermont kann sie zeigen, dass bei aller Topik gerade bei formalisierten Quellen wie Grabinschriften doch signifikante Unterschiede feststellbar sind. So wird emotionales Vokabular in Clermont viel seltener eingesetzt als anderswo; in Vienne ist die Bandbreite der Begriffe sehr gross, beschränkt sich aber weitgehend auf Bischofsgräber. In Trier hingegen liegt ein



Schwerpunkt auf der emotionalen Betonung von Familienbeziehungen.

Gänzlich anders stellt sich das Quellencorpus im nächsten Abschnitt dar (*Passions and Power*), das den 800 Briefen Papst Gregors des Grossen gewidmet ist. Hier lässt sich Gregors emotionales Umfeld rekonstruieren. Der Papst gibt sich generell skeptisch gegenüber Emotionen jeglicher Natur und ist hier der Tradition der Wüstenväter verbunden; Emotionen können allerdings positive Effekte haben, wenn sie richtig kanalisiert werden. So zeigt sich auch Papst Gregor selbst in seinen Briefen als feinfühligere Mensch mit Familiensinn.

Überraschend erscheint, dass so unterschiedliche Autoren wie Venantius Fortunatus und Gregor von Tours (*The Poet and the Bishop*) einem Vergleich unterzogen werden. Üblicherweise gilt Venantius als feinfühligere Dichter, Gregor hingegen als vergleichsweise wenig kunstvoller Chronist mit Neigung zu satirischer Darstellungsweise. Es zeigt sich jedoch, dass die beiden Autoren, die untereinander in Kontakt standen, über ein ganz ähnliches Repertoire an emotionalem Vokabular verfügten.

Die letzten beiden Abschnitte widmen sich späteren Generationen, zunächst dem personellen Umfeld Chlothars II. (*Courtly Discipline*) mit so markanten Figuren wie dem Iren Columban, der vom merowingischen König sehr geschätzt wurde und im Frankenreich mehrere Klöster gründete. Im Umfeld des Mönchs finden sich etliche Angehörige des königlichen Gefolges, wie die *Vita Columbani* betont. Columbans geistliche Nachfolger Jonas und Desiderius haben ebenso wie ihr spiritueller Lehrer einige Schriften hinterlassen, die wiederum untereinander ähnliche emotionale Ausdrucksweisen aufweisen, die sich aber von den Formen der in den anderen Kapiteln behandelten Verfasser unterscheiden. Gerade bei den Briefen des

Desiderius sollte vielleicht der Aspekt der Toposhaftigkeit etwa in Anreden allerdings stärker betont werden. Schliesslich widmet sich Rosenwein den Veränderungen gegen Ende des 7. Jahrhunderts (*Reveling in Rancor*). Anders als bislang im Frankenreich ist der König nicht mehr als wichtigste Figur einer emotionalen Gemeinschaft zu sehen, diese Funktion sei auf mobile Verbände unter Magnaten wie den Pippiniden übergegangen. Die Texte, die für diese Zeit zu Rate gezogen werden, vor allem Märtyrerberichte und Urkunden, zeigen nachdrücklich, wie sich das Bedeutungsfeld der Emotionen gewandelt hat. Schlechte Gefühlsregungen sind in der Deutung des späten 7. Jahrhunderts nicht mehr dem individuellen Inneren geschuldet, wie es die Wüstenväter gelehrt hatten, sondern der äusseren Einwirkung des Teufels. Die immer spärlicheren Quellen seien schwer als Gruppenäusserung einer emotionalen Gemeinschaft zu sehen, aber doch als Produkt einer gesellschaftlichen Elite, sodass eine Vergleichbarkeit gewahrt bleibe.

In der Bilanz dieser spannenden und angenehm geschriebenen Studie werden die verschiedenen beleuchteten Quellen rekapituliert, und es wird deutlich, dass die Ausdrucksformen für Emotionen auch im 7. Jahrhundert regional, sozial und zeitlich unterschiedlich gestaltet wurden. Die genusübergreifende Interpretation wird klar als Problem benannt; da alle herangezogenen Texte aber soziale Produkte einer gesellschaftlichen Gruppe seien, sei diese Herangehensweise dennoch möglich. (195) Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein nützliches Register beschliessen den Band. Die von der Autorin aufgezeigten deutlichen Unterschiede in der Weise der Gefühlsäusserung innerhalb mehrerer Gruppen nur eines Jahrhunderts zeigen die Fruchtbarkeit dieses Ansatzes, der eine gründliche methodische Reflexion erfordert, um nicht in Anachronismen



zu verfallen. Die Forschung zum Thema der «emotional communities» wird sicherlich noch viele nützliche Erkenntnisse liefern.

*Julian Führer (Zürich)*

**Klaus Oschema**  
**Freundschaft und Nähe**  
**im spätmittelalterlichen Burgund**  
**Studien zum Spannungsfeld**  
**von Emotion und Institution**

Böhlau, Köln 2006, 696 S., 39 Abb.,  
 4. Tab. auf 24 Tafeln, € 64,90

Historische Forschungen können nicht auf die Emotionen ihrer Protagonisten zugreifen, sondern haben es mit idealisierten Beschreibungen und medialen Vermittlungen zu tun. Das emotional-funktionale Konglomerat «Freundschaft» ist dennoch ein anhaltend aktives und derzeit sehr fruchtbares Forschungsfeld. Geschichtswissenschaftliche Arbeiten zur politischen Freundschaft im Mittelalter, unter anderem von Gerd Althoff, Claudia Garnier oder Klaus van Eickels, haben in Untersuchungen der Pragmatik und ritualisierten Ausdrucksformen der Freundschaft vor allem die spezifische Funktionalität öffentlicher Gesten der Liebe und Nähe für soziale und politische Ordnungen klären können.

Mit der Frage nach Freundschaft und Nähe im Umkreis des spätmittelalterlichen burgundischen Hofes nimmt Klaus Oschema Ansätze solcher Arbeiten auf. Seine in Paris und Dresden bei Gert Melville und Michel Pastoureaux betreute Dissertation bietet eine ausführliche Untersuchung des «Freundschaftsvokabulars und des damit verbundenen Gestenrepertoires» (15) im Burgund der Valois-Herzöge. Sie will jedoch noch mehr: Auf einer eigenen Untersuchungsebene thematisiert sie das «Spannungsfeld von Emotion und Institution», und verlagert damit

den Frageschwerpunkt von den pragmatischen auf die emotionalen Elemente der Freundschaft. Oschema geht davon aus, dass eine auf die äusserlichen Abläufe freundschaftlicher Praxis fokussierte Betrachtungsweise entscheidende Sinnbezüge öffentlichen Verhaltens ausspart. Seine Studie kreist um die Fragen, wie und wieso Freundschaft und Nähe in der burgundischen Adelskultur insgesamt funktionierten und warum das philosophisch angereicherte Ideal der echten und wahren Freundschaft dort so grosse Prominenz zeigte, obwohl das Handeln der Akteure, zumal an der politischen Spitze, meist pragmatisch ausgerichtet sein musste.

Wer sich an Fragen nach Emotionalität und Motivationen mittelalterlicher Akteure wagt, muss angesichts zunehmender Reflexionsfortschritte der Forschung einiges an Argumentation aufbieten. Oschema wertet entsprechend umfangreiche Quellenbestände aus: Als zentrales Korpus wird die burgundische Historiografie des späten 14. und 15. Jahrhunderts behandelt und mit anderen Quellengattungen ergänzt, vor allem französischsprachigen Freundschaftstraktaten und einem Exkurs über Briefe. Auch ungedruckte Materialien und bildliche Darstellungen werden herangezogen. Methodisch kombiniert der Autor ein breites Register verschiedener Vorgehensweisen. Neben ausführlicher Rekontextualisierung der Ideale und Praktiken spätmittelalterlicher Adelsfreundschaft in qualitativen Einzelinterpretationen seien instruktive wortgeschichtliche Klärungen und quantitative Auswertungen von Freundschafts- und Liebesvokabular erwähnt.

Auf insgesamt 614 Textseiten baut die Studie eine ausführliche, schrittweise Untersuchung auf, die das Thema von verschiedenen Seiten einkreist. Nach einer kritischen Aufarbeitung von Idealen und Praktiken der Freundschaft in Antike und Mittelalter und deren Erforschung

in verschiedenen Disziplinen (73–168) folgt im ersten Hauptteil (249–386) ein in verschiedene lebenspraktische Zusammenhänge gegliederter Überblick über Ideal und Wirklichkeit der Freundschaft in Burgund. Er widmet sich unter anderem der Freundschaft und Nähe in der Politik und im «Metier der Waffen» sowie den Freunden und Favoriten des Herrschers. Ein zweiter, längerer Hauptteil (387–608) bietet eine ausführliche Inventarisierung und Interpretation von Gesten der Nähe wie Umarmungen, Küsse, gemeinsames Schlafen und gemeinsames Reiten auf einem Pferd.

Indem einige zentrale Perspektivverschiebungen vorgenommen und in den verschiedenen Teilen der Studie überzeugend argumentativ untermauert werden, gelingt es durchaus, das Spannungsfeld von Emotion und Institution sehr genau auszumessen. Oschema weist grundlegend darauf hin, dass die Logik zeitgenössischer Wahrnehmungen flächendeckend von einem engen und wechselseitigen Zusammenhang innerlicher Überzeugungen und äusserlichen Verhaltens ausging. Körper und Seele erschienen als Einheit, und innere Einstellungen wurden daher als am Körper beobachtbar und beeinflussbar gedacht – wie sich auch und sogar in der Reflexion spätmittelalterlicher Autoren über Problematiken der Täuschung sowie der unaufrichtigen oder vergänglichen Freundschaft zeigen lässt. Gesten der Nähe, so der Autor, wurden somit nicht nur als Ausdruck vorhandener Emotion gedacht, sondern sollten Liebe und Nähe teils erst generieren oder befestigen.

Weiter wird klar, dass man politische Beziehungen nicht nur personal wahrnahm, sondern auch starke Abhängigkeit von der emotionalen Disposition der Beteiligten vermutete – zumindest im «authentifizierenden Diskurs» (284) der burgundischen Historiografen. Nachdem

nur wahre Freundschaft dauerhaft sein konnte, suchte man daher die Grundlage stabiler politischer Verhältnisse gerade nicht in zweckrationaler Orientierung und machterhaltender Politik im Sinne eines Machiavelli, sondern bemühte sich um die Herstellung dauerhafter Harmonie durch Freundschaft.

Mit Althoff und anderen geht Oschema somit davon aus, dass ritualisierte politische Abläufe vielfach auf Vorklärungen beruhten und insofern inszeniert waren. Gerade an friedens- und freundschaftsstiftenden persönlichen Treffen hochrangiger Protagonisten betont er aber gegenüber dem Element der Aufführung dasjenige des Authentizitätsstiftenden Vollzugs harmonischer Einheit. Dieser war wesentlich dazu gedacht, dem Körper der (oftmals eben noch verfeindeten) beteiligten Individuen harmonisierende emotionale Aufrichtigkeit einzuschreiben. Dem fügt Oschema noch die Beobachtung hinzu, dass die gegenüber dem 12. und 13. Jahrhundert im betrachteten Zeitraum deutlicher werdende Emotionalisierung von Freundschaft durchaus in einen Zusammenhang mit der zunehmenden Institutionalisierung politischer Strukturen zu bringen sein mag, die offenbar «von den Zeitgenossen verunsichert beobachtet wurde». (611)

Die detailreiche Darstellung hat zu den Facetten der spätmittelalterlichen Freundschafts- und Adelskultur wichtige Erkenntnisse zu bieten. Forschungen zu politischen und laikal-adeligen Freundschaftspraktiken des Mittelalters, aber auch solche zu geistlichen Freundschaftsformen und zu anderen Zeiträumen können hier einiges an methodischen und thematischen Anregungen mitnehmen, nicht zuletzt auch aus der akribischen Aufarbeitung der Geschichte der Freundschaft und ihrer Erforschung. Wer sich je mit der Frage befassen musste, wie mit dem Problem der Beurteilung von geschilderter Emo-



tion umzugehen ist, wird Oschemas Überlegungen mit Gewinn lesen.

Freilich bewirkt die breite Anlage der Studie einige Probleme der Darstellung. Das Buch scheint, um es unverblümt zu sagen, schlicht überaus lang. Die vom Autor selbst so bezeichneten «Hauptteile» (14) beginnen erst auf Seite 249, ohne dass sich Sinn und Hintergründe dieser Anlage des Buchs ganz leicht erschliessen würden. Bei näherer Betrachtung ist die Länge jedoch durch den ambitionierten Komplex von unterschiedlichen, anspruchsvollen Fragestellungen bedingt, der auch häufigen Wechsel zwischen eher argumentativ-belegenden und darstellenden Abschnitten nötig macht. Der Text liest sich zudem durchgehend flüssig. Wie der Autor selbst antizipiert, (14) wird die grosse Mehrzahl der Leser ohnehin aus dem umfänglichen Werk nur das eine oder andere Kapitel lesen wollen. Solchen selektiven Leseprozessen kommt er durch getrennte thematische Blöcke und mehrmaliges Zurückkommen auf die Ausgangsfragen dann sehr entgegen. Gerade deswegen hätte man sich aber zumindest ein Personenregister gewünscht, das leider fehlt.

Zusammenfassend kann man sagen, dass Oschema vieles zugleich will, dafür aber auch viel erreicht und bieten kann. Ob man die Gesamtlektüre des Buches dann als Tour d'Horizon oder als Tour de Force empfindet, bleibt wohl Temperamentsache.

*Sita Steckel (Münster)*

**Claire Jaquier (Dir.)**  
**La sensibilité dans la Suisse**  
**des Lumières**  
**Entre physiologie et morale,**  
**une qualité opportuniste**

Slatkine, Genf 2005, 373 S., € 48,-

Bei der Uraufführung von Lessings *Miss Sara Sampson* durch die Ackermann'sche Truppe in Frankfurt (Oder) – so berichtete Karl Wilhelm Ramler seinem Freund Johann Wilhelm Ludwig Gleim am 25. Juli 1755 – hätten «die Zuschauer drey und eine halbe Stunde zugehört, stille geseßen wie Statüen», und geweint. Als eines der eher raren Zeugnisse einer «empfindsamen» kollektiven physiologischen Reaktion auf Poesie erscheint der Bericht des Schriftstellers beachtenswert. Das durch Berührtsein versteinerte Publikum, dem es ob des Gesehenen buchstäblich die Sprache, wohl gemerkt aber nicht die nonverbale Reaktionsfähigkeit verschlagen hatte, kann den heutigen Betrachter durchaus irritieren. «Durch Mitleid wissend» war es zweifellos, weder aber können wir sicher sein, welche Stellen oder Inhalte des Dramas den Gefühlshaushalt der Anwesenden derart durcheinanderbrachten, noch, welches Empfinden im engeren Sinne sich eigentlich so ausdrückte.

Das kleine Beispiel aus dem bei aller Verstandeszentriertheit immer wieder neu befremdlich rührselig anmutenden 18. Jahrhundert lässt vielleicht schon ahnen, mit welchen besonderen methodischen und überlieferungsbedingten Problemen bei der Erforschung historischer Gefühlswelten und -artikulationen in Abhängigkeit z. B. vom Bildungsstand, von einer bestimmten Situation oder einem fachwissenschaftlichen Diskurs zu rechnen ist. Gerade aber, weil die Analyse individueller Gefühlsregungen in der Jetztzeit so differenziert und naturwissenschaftlich unterfüttert scheint, wiegt man sich dabei unter Umständen allzu leicht in falscher



Sicherheit. Die Resultate der jüngeren psychologischen Forschung aus dem Bereich des «brain research» – man vergleiche etwa Edmund Rolls *Theory of Emotion* (in: *Emotions in Humans and Artifacts*, hg. von R. Trapp et al., Cambridge 2002, S. 11–34) – suggerieren eine Gewissheit, die dem Historiker zurecht bedenklich vorkommen wird, jedenfalls aber nur bedingt geeignet, Spektrum und Ausdrucksformen von Gefühlen und darum kreisende Diskussionen früherer Epochen untersuchen zu helfen.

Die Beiträgerinnen des vorliegenden Sammelbands sind sich der Interdisziplinarität heischenden Sperrigkeit des Phänomens «Empfindsamkeit» in hohem Masse bewusst; ein Aspekt, den schon die einschlägige ältere, verschiedene Kulturkreise abdeckende Forschung immer wieder nahegelegt hat. (Vgl. die Arbeiten Sauders [1974–1980], Dobais [1974–1984], Barkhausens [1983] oder Baasners [1988].) Dabei begnügen sie sich nicht damit, die «sensibilité» allein als ein mehr oder weniger deutlich konfessionell gebundenes, gesamteuropäisches und durch wechselseitigen Kulturtransfer befördertes Faktum zu begreifen, sondern betonen vor allem eine aus ihrer Sicht bisher viel zu wenig berücksichtigte Facette: ihre regionale Gebundenheit und regionsspezifische Ausprägung. Wie Michel Delon schon in seinem knappen Vorwort andeutet, sieht die Herausgeberin Claire Jaquier die Fokussierung auf die Romandie als das eigentliche Anliegen des Bandes. Und so lautet ihre These: Die «productions intellectuelles de la Suisse francophone ne sont pas estimées à leur juste place, dans le concert européen». (12) Diese gelte es sowohl gegenüber der Deutschschweiz als auch gegenüber anderen Nationen wesentlich differenzierter wahrzunehmen.

Nun liegt in der Annahme eines regionalen Sonderweges, der durch die

versammelten Studien konturiert werden soll, zugleich die Schwäche wie die Stärke des Bands. Oder, um im Bild zu bleiben: die guten Gründe, warum nicht jeder Musiker eines Orchesters ein Solist sein kann, werden hier ein wenig sehr marginalisiert. Die am Ende etwas künstlich unterscheidende Methode nämlich, ein lokal vermeintlich Besonderes herauszupräparieren, das sich auch andernorts und relativ flächendeckend auf wohl ziemlich ähnliche Weise vollzogen hat, vermag nicht durchweg zu überzeugen. Das von Nathalie Vuillemin im Blick auf den Somnambulismus geschilderte Ringen um eine den empirischen Studien angemessene Terminologie innerhalb der medizinisch-philosophischen Diskurse zur «irritabilité», wie es sich unter anderem in der *Encyclopédie d'Yverdon* und im *Rapport sur un somnambule naturel* (1788) findet, zeigt deren Schweizer Exponenten (Haller, Tissot, Bonnet) auf der Höhe der Zeit. Sie aber aus den diesbezüglichen europäischen Diskussionen von Leyden bis Göttingen, von London bis Paris herausnehmen zu wollen, widerspricht – ein Blick auf Hallers Korrespondenzen mag hier genügen – den Kommunikationsgepflogenheiten des Zeitalters und wohl auch dem Selbstverständnis der Forscher, die sich ja gerade nicht mehr «begrenzen» lassen wollten. Ähnlich verhält es sich bei der unisono als «verspätet» charakterisierten und also mehr oder minder kreativen Rezeption der populären Literatur, die in den Studien von Claire Jaquier, Valéry Cossy und Maud Dubois aus jeweils unterschiedlicher Perspektive untersucht wird. Worin soll sich der Enthusiasmus für die Werke Lawrence Sternes in Zürich (wie sie zum Beispiel für Johann Jacob Bodmer nachweisbar ist) von dem in Genf unterschieden haben? Hätte man, falls das Stück aufgeführt worden wäre, in der Romandie tatsächlich an anderen Stellen oder anders über *Miss Sara Sampson* geweint als in Frankfurt?

In dieser Hinsicht wird man wohl skeptisch sein und bleiben dürfen, was aber keineswegs daran hindern soll, die unbestreitbaren Reize des beschrittenen Wegs zu erkennen.

Jenseits solch eher prinzipieller Einwände sind gerade die Lektüregewohnheiten und -präferenzen des Zeitalters direkt vor Ort untersuchenden Fallstudien natürlich hoch interessant: sie machen plastisch bekannt mit den den zugehörigen regionalen «Markt» zu Zeiten wenigstens ausgesprochen erfolgreich bedienenden Autoren und Autorinnen. Die dem Literaturwissenschaftler angesichts begrenzter Lebenszeit eignende Scheu vor der populären, künstlerisch minderwertigen, völlig zurecht vergessen scheinenden Prosaliteratur eines Zeitalters wird hier deutlich in die Schranken gewiesen. Valéry Cossy, deren Studie *An English Touch* über die Adaptationen der Werke Lawrence Sternes und Jane Austens im thematischen Konnex zu ihrer 2006 erschienenen Dissertation *Jane Austen in Switzerland. A Study of the Early French Translations* steht, betont ausdrücklich, dass es ihr auf keinen Fall darum zu tun ist, Texte von François Vernes und Isabelle de Montolieu zu Chef d'Œuvres (166) zu erklären. Ihr – wie auch Claire Jaquier und Maud Dubois, die in ihrer verdienstvollen Studie das Romanschreiben in der Westschweiz als bevorzugt weibliche Tätigkeit kennzeichnet und in biografischen Abrissen deren wichtigste Akteurinnen präsentiert – geht es vielmehr darum, die zugehörige, die offenkundigen schriftstellerischen Lizenzen motivierende Mentalität herauszuarbeiten. Die auf und für die Region geschriebenen, verklärend-glättenden Romanvarianten dienen – so das übereinstimmende Fazit – der nationalen Identitätsfindung unter Bewahrung tradierter bürgerlicher Normen. Zu vergleichbaren Resultaten kommt auch Laura Saggiorato in ihrer vorbildlichen pressegeschichtlichen Studie zur Präsenz

der «sensibilité» im *Journal de Lausanne*. Neben den soziokulturellen Rahmenbedingungen kann man sich mit dessen Darbietungsformen, Leserschaft und Beiträgern vertraut machen sowie – anhand von markanten, seinerzeit in der Absicht, das moralische Vermögen der Leser zu befördern, publizierten Beispielen wie der «dans un style «sensible»» verfassten Geschichte von *Boono et Nelly* (113 f.) – mit den auf die anvisierten Leserschichten zugeschnittenen Ausdrucksformen des Zeitalters.

Festzuhalten bleibt: der sorgfältig gestaltete Band – neben dem Register finden sich eine Auswahlbibliografie sowie ein hervorhebenswertes, weil ausgesprochen seltene und schwer auffindbare Titel integrierendes Verzeichnis zeitgenössischer Texte (bei dem freilich die vollständigen bibliografischen Angaben wünschenswert gewesen wären) und ein Verzeichnis zeitgenössischer Periodika – ist ein wichtiger Beitrag zum Verständnis der «sensibilité», wie sie sich in der Romandie dargestellt hat. Gerade wegen der akribischen Detailstudien wird er die künftige Diskussion deutlich bereichern. Nicht eingelöst, aber leider wohl auch gar nicht angestrebt, wurde hierbei allerdings die nicht nur aus systematischer Perspektive unbedingt zu fordernde Kontextualisierung: wenn denn schon ein Teil der Artikel bereits zum zweiten Mal publiziert wird, dann hätte man dies auch zum Anlass nehmen können, die erarbeiteten Resultate durch naheliegende Vergleiche (wie zum Beispiel mit der Situation in der Deutschschweiz) ins rechte Licht zu setzen – oder falls nötig auch zu relativieren: denn «la sensibilité suisse» wie «la Suisse sensible» waren nicht allein in der Westschweiz beheimatet.

*Anett Lütteken (Bern)*



Joanna Bourke

**Fear**

**A Cultural History**

Shoemaker & Hoard, Emeryville 2006,  
Paperback, 500 S., \$ 18,95

Geplant war Joanne Bourkes Buch schon vor dem 11. September 2001. Erschienen ist es allerdings erst danach. Dem schenkt die Autorin auch Rechenschaft, indem sie sich vor allem im Schlusskapitel den gesellschaftlichen Ausformungen der Angst nach dem 11. September widmet. Denn Angst ist zur alles durchdringenden Emotion der modernen Gesellschaft geworden, so eine der Grundannahmen des Buchs. Angst ist aber nicht nur ein dominierendes Gefühl in der gegenwärtigen Lebenswelt, sondern steht auch auf den historischen Forschungsagenden zu Emotionen weit oben. Bourke ist sich der Komplexität ihres Vorhabens, eine Geschichte der Angst während der letzten eineinhalb Jahrhunderte zu schreiben, bewusst und setzt daher in chronologischer Folge gezielt einzelne Schwerpunkte, welche die vorherrschenden Ängste vor allem der Briten und Amerikaner wiedergeben sollen. Sie arbeitet aber nicht im eigentlichen Sinne vergleichend, sondern zitiert gleichermaßen Beispiele aus beiden Kulturkreisen. Ein Schwerpunkt des Buchs liegt auf der Angst vor dem Tod, welche die Autorin als historische Konstante bezeichnet. Dieses Thema führt Bourke auch ins 19. Jahrhundert zurück und zur Diskussion des Scheintodes beziehungsweise zur Angst, lebendig begraben zu werden. Die Angst vor dem Tod nimmt sie gegen Ende des Buchs erneut auf und thematisiert, wie zeitgenössisch Sterbende im 20. Jahrhundert mit ihrer Todesangst umgehen. Weiter thematisiert Bourke im zweiten Teil des Buchs zentrale Themen des psychologischen und psychiatrischen Verständnisses von Emotionen zu Beginn des 20. Jahrhunderts wie Alpträume oder Phobien.

Seit dem späten 19. Jahrhundert wurde vor allem in psychologischen Fachkreisen die Diskussion über diese Angstphänomene geführt. Behandelt wurden diese mit teilweise drastischen Massnahmen wie Lobotomie und Elektroschocks. Im dritten Teil des Buches zeigt Bourke, welche zentrale Rolle den Massenmedien zukam, um Panik auszulösen. Sie schildert dies an Beispielen der Zwischenkriegszeit. So simulierte eine Radioausstrahlung von Ronald Knox bei BBC im Jahre 1926 eine Revolution in London, was zu grosser Beruhigung und Panik bei der ländlichen Bevölkerung führte. 1938 kam es dann durch ein Radiohörspiel von Orson Welles bei CBS zu einer Panikreaktion in den USA. Über eine Million Amerikaner und Amerikanerinnen verliessen ihr Zuhause fluchtartig aus Angst vor einer Invasion von Marsmenschen. Der vierte Teil des Buchs handelt von gesellschaftlichen Manifestationen der Angst. Ein quellennahes und äusserst gelungenes Kapitel widmet sich den Soldatenängsten und deren Wahrnehmung und Interpretation in Kriegzeiten, vor allem dem Zweiten Weltkrieg. Der fünfte Teil kehrt zu individuellen Ängsten zurück, wie etwa die Angst vor Krebs oder Aids. Abschliessend reflektiert Bourke Angst vor dem Hintergrund des Terrorismus und der Globalisierung von Risiko.

Um das vielschichtige Phänomen der Angst erfassen zu können, stützt sich Bourke auf ein breites Quellenspektrum. Hauptsächlich arbeitet sie mit literarischen Quellen, Briefen, Tagebüchern, Medienberichten, Mandaten und psychologischer und psychiatrischer Fachliteratur. Mit ihrer Geschichte der Angst im 19. und 20. Jahrhundert liefert Bourke einen Beitrag zur Operationalisierung von Emotionen – eine der grossen Herausforderungen historischer Emotionsforschung. Weiter versucht das Buch, eine der Grundfragen von Emotionsgeschichte zu beantworten, nämlich das Verhältnis zwischen indivi-



duellen Gefühlen und der Gesellschaft. Dabei will Bourke zeigen, dass Emotionen weder einer sozialen Gruppe noch dem Einzelnen gehören, sondern vielmehr als Mediatoren zwischen dem Einzelnen und der Gesellschaft fungieren. Bei Emotionen werden die Grenzen zwischen dem Selbst und dem Anderen beziehungsweise dem Selbst und der Gemeinschaft immer wieder neu ausgehandelt. Während das Buch zahlreiche interessante Einzelbereiche über eineinhalb Jahrhunderte fundiert nachzeichnet, bleiben Fragen des Wandels meist unbeantwortet. Eine eingehende Historisierung erfährt nur das Phänomen der Angst vor dem Tod. Natürlich sind viele der thematisierten Ängste wie die nukleare Bedrohung oder die Angst vor Terrorismus Phänomene des 20. Jahrhunderts, doch auch bei den Ängsten um die Fragilität und Sterblichkeit von Kindern oder den Phobien lässt sich Bourke nicht auf eine systematische Historisierung ein. Die Stärke des Buchs liegt weniger in fokussierten Antworten auf Fragen des Wandels oder der Ursachen der Ängste, sondern vielmehr in einer dichten, teilweise beinahe atmosphärischen Beschreibung vor allem der neuen Ängste. So kann Joanna Bourke glaubhaft machen, dass Angst das dominante zeitgenössische Gefühl ist – zumindest in der amerikanischen und englischen Gesellschaft.

*Aline Steinbrecher (Zürich)*

**Birgit Aschmann (Hg.)**  
**Gefühl und Kalkül**  
**Der Einfluss von Emotionen**  
**auf die Politik**  
**des 19. und 20. Jahrhunderts**

Franz Steiner, Stuttgart 2005, 239 S., € 49,-

Bei der Suche nach den «Motoren der Geschichte» sind die Gefühle lange Zeit aussen vor geblieben. Stritt man sich um

die Frage, ob die «grossen Männer» oder anonyme sozioökonomische Strukturen und Prozesse den Verlauf der Geschichte bestimmen, so blendeten beide Seiten den «irrationalen» Bereich der Emotionen als analytische Kategorie weitgehend aus. Der anzuzeigende Sammelband hat sich zum Ziel gesetzt, die Bedeutung der Emotionen in der internationalen Politik an ausgewählten Fallstudien des 19. und 20. Jahrhunderts exemplarisch auszuloten und dabei die enge Verknüpfung von Gefühl und Kalkül aufzuzeigen.

Die Herausgeberin weist in ihrem einleitenden Beitrag zunächst auf einige Definitionsversuche und Forschungskontroversen hin und zeichnet sodann den Stellenwert der Emotionen in den Forschungstraditionen der Psychologie, der Hirnforschung, der Soziologie und der Historiografie nach. Für letztere sieht sie drei Dimensionen, sich den Emotionen zu nähern, nämlich eine strukturgeschichtliche, eine ereignisgeschichtliche sowie eine die Instrumentalisierbarkeit von Gefühlen zur Durchsetzung politischer Ziele analysierende Perspektive. Freilich muss sie auch auf erhebliche methodische Probleme hinweisen, die den Einbezug der Emotionen in die historische Analyse erschweren: Erstens sei ein Grossteil der Gefühle den Individuen selbst gar nicht bewusst. Zweitens sei der Einzelne häufig nicht in der Lage, Gefühlses eindeutig zuzuordnen. Drittens kommt die bewusste Fälschungsabsicht von Individuen hinzu. Viertens können sich bei dem Versuch, die eigenen Gefühle gewissenhaft zu schildern, Gedächtnislücken und Verzerrungen der Erinnerung einstellen. Und fünftens schliesslich ist es oft schlicht unmöglich, Emotionen adäquat zu verbalisieren. Gleichwohl plädiert die Herausgeberin dafür, die immense «Leerstelle» der Emotionen mindestens zu benennen und sie so weit als mit dem wissenschaftlichen Instrumentarium möglich zu dekodieren.

Die folgenden zwei Beiträge befassen sich mit den Wirkungsmechanismen von Emotionen. Die Psychologin Hilde Haider weist auf den Trend der neueren Forschung hin, die lange fast unbestrittene Dichotomie zwischen Emotionen als Widerspiegelung des Irrationalen und Kognitionen als Widerspiegelung des Rationalen aufzubrechen zugunsten einer Sichtweise, die Emotionen als bedeutsame Steuerungselemente menschlichen Handelns betrachtet. Jan-Oliver Becker befasst sich sodann aus medienwissenschaftlicher Perspektive mit der Bedeutung von Emotionen am Beispiel des NS-Films und zeigt dessen Ambivalenz auf zwischen dem Bestreben, die individuelle Emotionalität zu domestizieren, und dem Ziel, eine affektive Bindung an den Nationalsozialismus herzustellen.

Die folgenden Beiträge befassen sich je paarweise mit den Emotionen «Angst», «Liebe und Hass», «Ehre» und «Freundschaft». Stig Förster stellt die These auf, dass Angst und Unbehagen beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs eine erhebliche Rolle spielten und insbesondere das Handeln der deutschen Entscheidungsträger weniger aus «rationalen» Weltmachtplänen im Fischer'schen Sinne als vielmehr mit Blick auf die seit langen Jahren bestehenden Einkreisungsängste zu interpretieren sei. Im Unterschied zu dieser stark akteurzentrierten Perspektive analysiert Georg Schild mit der amerikanischen Kommunistenphobie im Kalten Krieg kollektive Ängste, die er auf mehrere, interne wie externe Faktoren zurückführt und in eine Kontinuitätslinie zu den Verhaltensmustern der US-Regierung und der amerikanischen Gesellschaft nach dem Ersten Weltkrieg und nach dem 11. September 2001 einreicht.

In der Sektion über «Liebe und Hass» befasst sich Karen Hagemann mit dem deutschen Frühnationalismus in der Zeit der antinapoleonischen Kriege und profiliert die Bedeutung von dessen zwei

Elementen, Vaterlandsliebe und Franzosenhass. Ihr Beitrag folgt damit einer wesentlichen Erkenntnis der konstruktivistischen Nationalismusforschung, die seit über einem Jahrzehnt «Nationen» nicht mehr nur als imaginierte, sondern auch als emotionale Gemeinschaften zu begreifen gelernt hat. Der Islamwissenschaftler Stephen Conermann analysiert sodann unter der Leitfrage «Aus Liebe zu Gott?» den Weg des radikalen Islamismus von seinen geistigen Wurzeln im vorrevolutionären Ägypten bis zu seiner Klimax in Gestalt eines global tätigen terroristischen Netzwerks zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Conermann plädiert dafür, nicht nur die Mobilisierung des radikalen Islamismus wesentlich befördernden Emotionen wie Angst, Verunsicherung und Kränkungsschmerz zu untersuchen und damit diesen Strömungen jegliche Rationalität abzuspüren. Vielmehr gelte es, durch eine rationalistische Analyse der von ihnen produzierten programmatischen und legitimatorischen Texte die rationalen Motive etwa der Attentäter des 11. September und ihrer Hintermänner zu dekodieren.

Im nächsten Teil zeichnet Birgit Aschmann in einer luziden und quellen gesättigten Analyse die Rolle von Ehrvorstellungen beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs nach und zeigt auf, wie eine Verschränkung persönlicher, dynastischer und nationaler Ehrbegriffe zu einem «Duellkrieg» eskalierte, ohne dass sich die emotionale Komponente im Handeln des «Realpolitikers» Bismarck indessen genau bestimmen liesse. Michael Salewski handelt sodann in seinem Essay über die Problematik deutscher Ehre und Schande nach 1945. Nachdem sich die «deutsche Ehre» zunächst an scheinbar unpolitischen Ereignissen wie vor allem dem Gewinn der Fußballweltmeisterschaft von 1954 kristallisiert hatte, war es in den frühen 1960er-Jahren an ausländischen Staatsoberhäuptern wie De Gaulle, mit



Reden während Deutschlandbesuchen das Verfahren zur Wiederherstellung der «deutschen Ehre» anzustossen. Sodann manifestierten sich die Ehrbegriffe an den «Surrogaten» «Wirtschaftswunder» und «soziale Marktwirtschaft», die etwa von der D-Mark und vom VW-Käfer symbolisiert wurden. Die beiden Beiträge bestätigen und erweitern die Befunde der bislang erstaunlich spärlichen Untersuchungen zum Konzept der «National-ehre» und zur aussenpolitischen Rolle von Ehrkodizes, ohne allerdings auf diese Bezug zu nehmen.

Die letzte Sektion widmet sich der aussenpolitischen Wirksamkeit individueller Freundschaften. Jürgen Elvert befasst sich mit der Bedeutung von Freundschaft im europäischen Integrationsprozess und weist insbesondere auf die Relevanz der Freundschaften zwischen dem jeweiligen französischen Präsidenten und dem deutschen Bundeskanzler hin, wobei er bei den einzelnen Freundespaaren eine unterschiedliche Intensität persönlicher Zuneigung feststellt. Rafael Biermann schliesslich untersucht die Rolle der Doppelfreundschaft zwischen Michail Gorbatschow und Helmut Kohl beziehungsweise Eduard Schewardnadse und Hans-Dietrich Genscher im Prozess der deutschen Wiedervereinigung.

Insgesamt bietet der Band eine schöne Palette möglicher Fragestellungen und perspektivischer Zugänge zur Thematik. Er macht aber auch deutlich, dass zunächst eine schärfere Strukturierung des Themenfelds dringend Not tut. Dies gilt sowohl für den begrifflichen Apparat – also etwa die Frage, ob die Kategorien «Angst», «Freundschaft» und «Ehre» wirklich auf der selben analytischen Ebene stehen – als auch für die Bezugsgrösse. Öffnet die Betonung individueller Emotionen im hier untersuchten Feld der internationalen Politik tendenziell der Rückkehr der Grosse-Männer-machen-die-Geschichte-

Perspektive eine Hintertür, so droht der Analyse «kollektiver» Emotionen umgekehrt die Gefahr der Pauschalisierung und der Übertragung in der öffentlich Meinung lautstark vorgetragener Gefühlsregungen auf fiktive «Kollektive». All diese Punkte unterstreichen letztlich die methodischen Schwierigkeiten, auf welche die Herausgeberin in ihrer Einleitung hinweist. Schliesslich stellt sich auch die ketzerische Frage nach der Sinnhaftigkeit des transdisziplinären – will heissen: auf naturwissenschaftliche Erkenntnisse rekurrierenden kulturwissenschaftlichen – Zugriffs: Brauchen wir – jenseits von forschungspolitischen Opportunitäten – zur Analyse etwa des persönlichen Verhältnisses zwischen Kohl und Mitterand und dessen Bedeutung für den europäischen Integrationsprozess wirklich Kenntnisse über die Hirnareale, in denen Emotionen möglicherweise entstehen?

*Christian Koller (Zürich)*

**Eva Illouz**  
**Der Konsum der Romantik**  
**Liebe und die kulturellen**  
**Widersprüche des Kapitalismus**

Campus, Frankfurt a. M. 2003, 297 S., € 24,90

**Eva Illouz**  
**Gefühle in Zeiten des Kapitalismus**  
**Adorno-Vorlesungen 2004**

Suhrkamp, Frankfurt a. M. 2006, 170 S., € 14,80

Was bleibt von unseren Gefühlen und Leidenschaften, wenn sich die Gesellschaft mehr und mehr in einen von ökonomischen Motiven bestimmten Handlungszusammenhang verwandelt?

Spätestens seit Max Weber ist diese Fragestellung kanonischer Bestandteil der soziologischen Gegenwartsanalyse. Viele prominente Gesellschaftstheoretiker nach ihm teilten seine düstere Vorahnung, dass



in einer immer stärker durchrationalisierten Moderne zuletzt auch die Gefühle zugunsten kalkulatorischer Erwägungen auf der Strecke bleiben. Ob Simmel, Adorno oder Habermas – sie alle eint die grosse Sorge, dass der Geist des Kapitalismus bis in die tiefsten Winkel unseres Innersten eindringen und hierdurch unser Gefühlsleben abzuflachen, wenn nicht gar völlig zu entleeren droht.

In ihren Arbeiten zum *Konsum der Romantik* und den *Gefühlen in Zeiten des Kapitalismus* greift nun die israelische Soziologin Eva Illouz dieses Thema wieder auf. Doch anstelle einer weiteren Klage auf die kulturellen Antinomien und Pathologien des modernen Kapitalismus fordert sie uns auf, das Verhältnis von Gefühl und Kalkül neu zu überdenken. Sie selbst kann der altbekannten Vorstellung eines unüberbrückbaren Gegensatzes zwischen der privaten Sphäre der Emotion und der Intimität auf der einen, und der öffentlichen Sphäre des Konsums und der ökonomischen Rationalität auf der anderen Seite nicht mehr all zu viel empirische Validität bescheinigen. Anhand einer ethnografischen Untersuchung der heutigen romantischen Liebespraktiken (in *Konsum der Romantik*) sowie einer Diskursanalyse der breiten Rede über Gefühle in Ökonomie und Privatsphäre (in *Gefühle in Zeiten des Kapitalismus*) zeigt sie stattdessen auf, wie sehr sich in der heutigen Gesellschaft beide Sphären wechselseitig beeinflussen und im Kontext eines neuen, «emotionalen» Kapitalismus zunehmend ineinander übergehen.

In *Konsum der Romantik* wendet sich Illouz einem ebenso prekären wie überraschenden Bereich zu, in dem Markt und Gefühl miteinander verschmelzen: Der romantischen Liebe. Was, so fragt sie, ist mit dem utopischen Ideal einer bedingungs-, klassen- und interessenlosen Liebe passiert, nachdem sie in die Kultur des Kapitalismus einbezogen wurde?

Illouz beginnt ihre Untersuchung mit einer kurzen Kulturgeschichte des Verhältnisses von Markt und Liebe in der modernen Gesellschaft. Anhand einer archäologischen Rekonstruktion der Vermarktlichungsprozesse im Zuge der kapitalistischen Modernisierung entwickelt sie ihre These, dass es in der Moderne nicht zu einer bloss einseitigen Ökonomisierung der Intimbeziehungen kam, sondern vielmehr zu einem doppelten Prozess der «Romantisierung der Warenwelt» und der «Verdinglichung der Liebesromantik», welche beide bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts einsetzten.

Im folgenden Teil ihrer Arbeit geht die Autorin dann auf die konkreten Ausprägungen dieser doppelten Verknüpfung von Romantik und Warenkonsum in der heutigen Gesellschaft ein: Die Romantisierung des Konsums, speziell von Luxus- und Freizeitgütern, ist Illouz zufolge inzwischen so weit fortgeschritten, dass Produkte nicht mehr lediglich auf intime Augenblicke hinweisen, sondern diese intimen Augenblicke *sind* (beziehungsweise hiermit gleichgesetzt werden). Der Strandurlaub zu zweit ist so heute nicht mehr bloss mit der Aura einer romantischen Weltabgewandtheit umgeben, sondern gilt als die ideale Verkörperung der romantischen Intimität eines Liebespaars.

Doch wird die Intimsphäre durch diese Romantisierung der Waren wirklich ihres Sinnes beraubt, wie man es mit Weber befürchten müsste? Illouz kommt zu einem anderen Schluss: «Die meisten Menschen betrachten derartige Güter und Waren nicht als kulturelle Pathologien, sondern vor allem als ausdrucksstarke Hilfsmittel und Werkzeuge», mittels derer sie die ausseralltäglichen und antiutilitaristischen Eigenschaften ihrer romantischen Erfahrung zu steigern vermögen. Die kapitalistische Modernisierung, so scheint es, hat die moderne Liebeserfahrung also mit Bedeutungen versehen, die der Phäno-

menologie der romantischen Liebe viel mehr ent- als widersprechen. Als solches leistet die warengestützte Ausgestaltung romantischer Liebespraktiken (die «Verdinglichung der Romantik») inzwischen einen unverzichtbaren Beitrag zur Stützung der Utopie der Liebe – allerdings nicht, so Illouz, ohne hierdurch ein fundamentales Paradox hervorzurufen: Der Konsum bestimmter Produkte – Luxusgüter, Fernreisen, Naturerlebnisse – dient als symbolische Überschreitung der ökonomisch geprägten Handlungsmuster des Alltags und ermöglicht uns gerade dadurch intensive romantische Erfahrungen, die den Werten des Marktes gegenüberstehen. Ironischerweise ist es so letztlich der Warenmarkt selbst, der die antiutilitaristischen und ausseralltäglichen Motive der romantischen Liebe am Leben erhält!

Trotz ihrer Einschätzung, dass die Verschmelzung von Markt und Liebe das romantische Liebesideal eher verstärkt als zerstört hat, will Illouz jedoch keineswegs die sozialen und kulturellen Kosten der Vermarktlichung der Liebe verschweigen. Diese ergeben sich in ihren Augen zwangsläufig, denn wo sich romantische Beziehungen im Rahmen kapitalistischer Märkte organisieren, werden auch die für den Markt konstitutiven Ungleichheiten und Kapitalkonzentrationen auf die Liebesbeziehungen übertragen. «Auch in der Liebe», so ihre zentrale These, «regiert die unsichtbare Hand des Bourdieu'schen Habitus», und führt dazu, dass wir uns zumeist in Menschen aus ähnlichen sozioökonomischen Lagen und mit vergleichbarem symbolischen Kapital verlieben, selbst wenn wir diese gar nicht bewusst nach solchen Kriterien ausgewählt haben und so das Ideal einer interessenlosen Liebe weiterhin verwirklicht sehen. Die Autorin wundert es daher nur wenig, dass sich auch hier die Herausbildung und Reproduktion einer gesellschaftlichen Hierarchie feststellen lässt, in der es Schichten mit mehr

oder weniger Möglichkeiten zum Konsum von Liebesromantik gibt. Die «feinen Unterschiede» zeigen sich dabei vor allem in der schichtspezifischen Art und Qualität der jeweiligen Liebeserfahrungen: Zwar konsumieren alle die gleichen Formen der Liebe, doch besitzen die mittleren und höheren Schichten weitaus mehr romantisches «Kapital» und können situationsangemessen vom hedonistischen Konsum der Romantik zur kommunikativen Beziehungsarbeit wechseln.

Die Liaison von Markt und Liebe hat also ihre Licht- und Schattenseiten, und Illouz' abschliessende Bewertung der *Romantik des Konsums* in der Gegenwartsgesellschaft bleibt daher notwendigerweise ambivalent: Einerseits hat die wechselseitige Durchdringung der Sphären der Ökonomie und Liebe im Zuge der kapitalistischen Modernisierung dazu geführt, dass sich der Konsum zu einer zentralen Stütze romantischer Praktiken entwickelte, doch andererseits haben sich nun die für den Markt konstitutiven Ungleichheiten auch auf die Liebesbeziehungen und Liebeserfahrungen ausgeweitet.

Das Schicksal der *Gefühle in Zeiten des Kapitalismus* steht auch im Mittelpunkt des zweiten Buchs von Eva Illouz, welches auf ihren am Frankfurter Institut für Sozialforschung gehaltenen Adorno-Vorlesungen basiert. Die Autorin setzt sich darin mit den tief greifenden Veränderungen im Umgang mit Gefühlen und Emotionen auseinander, die sich im Verlauf des 20. Jahrhunderts vollzogen und eine neue, stark therapeutisch geprägte und kommunikationszentrierte Gefühlskultur hervorgerufen haben. Als Dreh- und Angelpunkt dieses kulturellen Wandels identifiziert Illouz den – von Freud begründeten – psychologischen beziehungsweise psychoanalytischen Diskurs über das seelisch leidende Subjekt und dessen emotionale Bedürfnisse. Durch diesen, so die Autorin, wurde eine umfassende (sprachliche)



Erfassung, Deutung und Steuerung des inneren Selbst und seiner Gefühle ermöglicht – sowohl im Beruf wie in der Familie: In der ökonomischen Sphäre ermöglichte es der Import psychologischer Kategorien, betriebliche Probleme in die Sprache von Emotion, Motivation und Persönlichkeit zu kleiden und so durch einen auf Empathie und Kommunikation basierenden Konfliktlösungsmodus zu bearbeiten. Komplementär dazu führte die therapeutische Sprache in der Familie zu einem neuen, an Fairness und wechselseitiger Anerkennung orientierten Beziehungsideal, und verhalf so der feministischen Idee der Gleichheit der Geschlechter auch im Intimbereich zur Durchsetzung.

Die Emanzipation des emotionalen Selbst ist jedoch nur eine Seite der Kultur des emotionalen Kapitalismus, die Illouz zu skizzieren versucht. Mit der neuen Anerkennung des Emotionalen in Beruf und Familie geht auf der anderen Seite eine psychologisch basierte Objektivierung und Rationalisierung der Gefühle einher. Dieser Prozess wird im betrieblichen Kontext mittels immer komplexerer Persönlichkeitstests und ähnlicher Formen der psychologischen Kategorisierung (wie etwa dem derzeit allgegenwärtigen Konzept der «emotionalen Intelligenz») stetig vorangetrieben. Die rationale Durchgestaltung der Gefühle im privaten Bereich beruht demgegenüber vornehmlich auf der dem therapeutischen Diskurs entstammenden Vorstellung, das man Gefühle am besten durch den Gebrauch neutraler Prozeduren des Ausdrucks und Sprechens in den Griff bekommt und so einer bewussten Kontrolle und Steuerung zugänglich machen kann.

Wie weit diese Objektivierung und Rationalisierung des emotionalen Lebens bereits fortgeschritten ist, untersucht die Autorin abschliessend anhand einer kurzen Fallstudie zur Partnervermittlung im Internet. Eine erfolgreiche Romanze

im Netz, so ihr Ergebnis, ist zumeist nicht die Liebe auf den ersten Klick, sondern vielmehr das mühsame Ergebnis eines langwierigen und aufwendigen Auswahlprozesses. Er muss mithilfe automatisierter Matching-Analysen und ähnlich formalisierter Verfahren bewältigt werden, denn die Masse potenzieller Bewerber ist schlichtweg zu gross, als dass man sich nur auf sein Gefühl verlassen könnte. Illouz zufolge erleben wir hier einen tief greifenden Wandel des romantischen Ideals: Die Vorstellung der Einzigartigkeit des anderen wird von der Idee der Austauschbarkeit und der (zu) grossen Angebotsfülle abgelöst, und die Erfahrung einer bedingungs- und interessenlosen Liebe durch die Notwendigkeit zur rationalisierten Partnersuche unter (zeit)ökonomischen Erwägungen grundlegend infrage gestellt.

Mit ihrer Analyse der Liebesromantik im Netz schlägt Illouz so den Bogen zu ihrem ersten Buch, allerdings kommt sie hier nun zu einem weitaus pessimistischeren Fazit: Im Zeitalter des Internet werden romantische Beziehungen nicht mehr nur im Rahmen kapitalistischer Märkte organisiert (wodurch sie ja überraschenderweise eher verstärkt als zerstört wurden, siehe oben), sondern romantische Beziehungen werden selbst zu Produkten, die von der Logik des Marktes (um)geformt und zu effizientem Gebrauch (um)bestimmt werden!

Wie also steht es nach Illouz nun um die Gefühle in Zeiten des «emotionalen» Kapitalismus? Ihre Arbeiten verdeutlichen, welcher unverzichtbare Beitrag dieser zur Emanzipation des Selbst und seiner Emotionen in Beruf und Familie geleistet hat. Doch während der klassische Kapitalismus ein gespaltenes Selbst hervorbrachte, das den Spagat zwischen Berufs- und Privatsphäre ohne grössere Schwierigkeiten schaffte und hierbei die emotionalen Faktoren sauberlich von den



ökonomischen zu scheiden vermochte, erfordert der emotionale Kapitalismus nun ganz andere Eigenschaften: Hier wird das Kosten-Nutzen-Denken aus dem Beruflichen ins Private erweitert und droht so, nicht nur zu einer umfassenden Rationalisierung und Komodifizierung des Emotionalen zu führen, sondern auch die für die Gesellschaft so konstitutive Trennlinie zwischen diesen beiden grundverschiedenen Sinnbereichen des menschlichen Handelns zu untergraben.

Hatte Weber am Ende also doch recht? Die abschliessende Beantwortung

diese Frage überlässt die Autorin dem Leser. Doch ihre vielschichtigen Analysen legen nahe, dass es hierauf wohl keine einfache Antwort geben kann, und verdeutlichen, wie komplex und ambivalent sich das Verhältnis von Emotionalität und Rationalität im Rahmen der heutigen Gesellschaft gestaltet. Ihre Bücher sind daher all jenen zur Lektüre empfohlen, die sich für diesen lange vernachlässigten Aspekt der Geschichte und Gegenwart der Moderne interessieren.

*Patrick Becker (Bielefeld)*

# WIDERSPRUCH

Beiträge zu  
sozialistischer Politik

51

## Migration, Integration und Menschenrechte

Migrantinnen, Ausländerrecht und Zwangsmassnahmen; Sans-Papiers; Menschenhandel; Solidarische Asyl- und Migrationspolitik; Integration, Partizipation und Gleichberechtigung; Kulturalisierung; Gewerkschaften und Migration; Second@s in der Schweiz

M. Spescha, S. Pittà, Y. Riaño / N. Baghdadi,  
B. Schwager, A. Lanz, H. Busch / B. Glättli,  
S. Jegher, G. D'Amato / R. Fibbi, S. Prodolliet,  
M. Terkessidis, A. Sancar, A. Gamboa / T. Leite,  
V. Alleva, A. Juhasz

## Globalisierung und Arbeitsmigration

Ch. Butterwegge: Weltmarktdynamik und Migration  
Ch. Marischka / T. Pflüger: EU-Grenzregime  
S. Brodal: Sklavenarbeit in der Landwirtschaft  
M.R. Krätke: Globalisierung und Nationalstaat

232 Seiten, Fr. 25.- (Abonnement Fr. 40.-)  
zu beziehen im Buchhandel oder bei  
WIDERSPRUCH, Postfach, 8031 Zürich  
Tel./Fax 044 273 03 02

vertrieb@widerspruch.ch [www.widerspruch.ch](http://www.widerspruch.ch)

## Allgemeine Buchbesprechungen Comptes rendus généraux

### Dirk Jäckel Der Herrscher als Löwe Ursprung und Gebrauch eines politischen Symbols im Früh- und Hochmittelalter

Böhlau, Köln 2006, XI + 377 S., 23 bb., € 47,90

Die Aussagekraft des Epithetons «der Löwe» als Symbol für Stärke im Allgemeinen und als historische Signatur Alteuropas im Besonderen fiel Alfred Polgar auf, als er 1919 in Wien einen Ringkampf besuchte: «Die Ringer haben herrliche Beinamen. Zumindest einen Meistertitel. Beliebt ist in Ringerkreisen das Adelsprädikat «der Löwe». Auch «der Riese» klingt schmuck. Keine republikanische Verordnung wird diese Nobilitierungen, die von ihren Trägern wahrhaft errungen worden sind, anzutasten wagen.» Polgar spielte darauf an, dass die junge österreichische Republik soeben den Adel und seine Semiotik abgeschafft hatte. Zu den Anfängen dieses noblen Beinamens, der nach dem Untergang des Habsburgerreichs zu einem Politikum geworden war, führt uns Dirk Jäckel in seiner 2002 an der Ruhr-Universität Bochum angenommenen Dissertation.

Ausgehend von der Beobachtung, dass im Abendland vor allem Herrscher des Hochmittelalters mit dem Löwennamen und der Zuschreibung löwengleicher Eigenschaften gewürdigt worden sind, stellte sich der Verfasser der vorliegenden Dissertation die Frage nach der Genese und den Sinnschichten des Phänomens einer solchen Tiersymbolik. Nach grundsätzlichen Überlegungen zu mittelalterlichen Herrscherbeinamen eröffnet ein von Chlodwig bis zu Heinrich II. von

Mecklenburg reichender Katalog von 36 Herrschern seine Untersuchung. Das Bedeutungsspektrum der «in bonam» wie «in malam partem» auf sie bezogenen bildhaften Bezeichnungen (143) – die in einer Überlieferung präsent sind, die über verschiedenste Schriftquellen hinaus Träger, wie die ungefähr zeitgleich entstandenen Löwenskulpturen aus Monreale und Braunschweig, umfasst – vertieft Jäckel in den folgenden Kapiteln. Diese widmen sich zum einen der herrschaftsrelevanten Löwensymbolik des Alten Orients und der Antike, des byzantinischen Reichs sowie des islamischen Kulturkreises. Eine andere Serie von Kapiteln geht dem Gegenstand in der religiös-exegetischen, naturkundlichen, exemplarisch-satirischen, epischen und der prophetischen Literatur des Früh- und Hochmittelalters nach. Auffällig ist, dass es sich bei den solcherart gesichteten Vertretern von *Panthera leo* und *Homo sapiens* fast ausschliesslich um Männchen handelt. Eine Ausnahme, die britannische Königin Boadicea, wurde denn auch nicht mit Panegyrik bedacht, sondern durch den Mönch Gildas als «arglistige Löwin» kritisiert. (275, siehe aber 315)

Die Chancen und Probleme, die sich aus der Erstellung einer Materialbasis mittels digitalisierter Quellen für das wissenschaftliche Schreiben ergeben, sind durch den Verfasser, für den dies nur ein Zugangsweg zu den von ihm mit grosser Belesenheit zusammengetragenen Schrift- und Bildquellen war, sowie durch andere Rezensenten diskutiert worden. Die Weite der Perspektive, in die Jäckel die Bezeichnung des Herrschers als Löwen stellt, wird beispielhaft in seinen Ausführungen zu dem auch heute noch im



kollektiven Bewusstsein präsenten Epitheton des «Löwenherzens» deutlich. Dieses trug nicht allein König Richard «Cœur de Lion». (82–89) Noch vor Herrschaftsantritt und Kreuzzug des Plantagenêt war sein Beinamen in den *Chanson de geste* zur gängigen Auszeichnung eines neuen Heldentypus geworden, des christlichen, sich im Heidenkampf bewährenden Ritters. Doch bereits Homer sprach von der Löwenbeherztheit des Helden und «êrdil», «Löwenherz», begegnet auch um das Jahr 1000 im persischen *Schahname*. (316) In der Kontrastierung des abendländischen Abschnittes solcher Sinngeschichten mit bedeutungsverwandten Belegen aus Kulturen, in denen sich der Mediävist meist nicht bewegt, liegt ein Verdienst von Jäckels Arbeit.

Demgegenüber wäre jedoch eine strafere Linienführung innerhalb des eigentlichen Untersuchungsgebiets wünschenswert gewesen. Dass der Löwe dort zu einem komplexen Symbol wurde, das für Heldentum, Herrschaft und Gerechtigkeit stand, auf Christus und auf den König verwies, war nicht nur Ausdruck einer «epochen- und kulturübergreifenden Sicht des Löwen als Königssymbol». (246) Hinter der Zusammengehörigkeit und Entwicklung dieser Symbolik stand die lateinisch geprägte Schriftkultur des Abendlands. Die Bildsprache ihres biblisch-antiken Erbes gab immer wieder Anstöße für Imaginationen, die sich im Zusammengehen von Topik und jeweiligem Kontext erschliessen. Dies gilt nicht nur für den an den Himmel versetzten Nemeischen Löwen, sondern auch für den «leo iustitiae», der auf die durch Hieronymus vorgenommene Übertragung der Kardinaltugenden auf den Tetramorph zurückgeht, und für den Löwenthron König Salomos. Ihre Rezeptionsgeschichten zeichnet der Verfasser in aufschlussreichen Analysen nach. Dass die frühmittelalterliche Schriftkultur in besonderem Masse auf Religion und Kö-

nigsherrschaft bezogen war, während ihre Träger seit dem Wandel des 12. Jahrhunderts den Einzelnen verstärkt in die Pflichten nahmen, zeigt sich denn auch an der von Jäckel untersuchten Entwicklung der Löwensymbolik, aus deren grundsätzlicher Ambivalenz die Verweise auf positive, handlungsleitende Qualitäten immer stärker hervortraten und sich an neue Adressatenkreise, wie die wappenführenden Hörer der volkssprachlichen Epik oder die Leser der Enzyklopädien, wandten. Dies im Zusammenhang mit der seit dem 14. Jahrhundert nicht mehr begegnenden Zuweisung eines «Löwenbeinamens» an einen «konkreten Herrscher» als «Entwertung der herrscherlichen Löwenmetaphorik» zu deuten, (114, 212, 292) hiesse jedoch, den angesprochenen Wandel zu verkennen. Ein Blick auf die Prunkurkunden Ludwigs des Bayern oder die Fresken im Kommunalpalast von San Gimignano bestätigt die fortbestehende Relevanz des Löwen als königsnahes Herrschaftssymbol ebenso, wie seine Instrumentalisierung in der politischen Propaganda, die von den Briefen Eduards III. von England über die Tierkämpfe der «historisch-politischen Lieder» bis hin zu den zoomorphen Landkarten der Neuzeit reicht.

Fragen an die Konzeption wie an die Bewertung der Ergebnisse lassen sich jedoch bekanntlich leicht gegenüber fächer- und epochenüberwindenden Arbeiten vorbringen. Solch einen Ansatz zu verfolgen ist stets ein Wagnis, das Mut erfordert und deshalb Anerkennung verdient. Die mit Sorgfalt betriebenen Studien, in denen der Verfasser etwa den offenen Charakter frühheraldischer Schildbilder herausarbeitet und die seit den Tagen des Ciaconius durch die Literatur geisternde Mär vom Gegensatz zwischen den welfisch-guelphischen Löwen und den ghibellinischen Adlern entkräftet, schlagen eine Brücke zu den Arbeiten Michel Pastoureaus, mit denen sich die deutschsprachige Forschung

immer noch zu wenig auseinandersetzt. Dies und ihre detailliert aufgearbeitete Materialfülle machen Jäckels Arbeit zu einem unverzichtbaren Ausgangspunkt für künftige Spurensuchen im Reich der Tiersymbolik.

*Christoph Friedrich Weber (Münster)*

**Anne-Kathrin Reich**  
**Kleidung als Spiegelbild**  
**sozialer Differenzierung**  
**Städtische Kleiderordnungen**  
**vom 14. bis zum 17. Jahrhundert**  
**am Beispiel der Altstadt Hannover**

Hahnsche Buchhandlung, Hannover 2005, 206 S., € 25,-

«Kleider machen Leute» – diese Binsenweisheit galt im Seldwyla Gottfried Kellers und im Hannover Wilhelm Buschs und Gerhard Schröders. Sie weist pointiert darauf hin, dass die Kleider-, Aufwands- und Luxusgesetzgebung, der seit Längerem das Interesse der Geschichtswissenschaft gilt, auch als Untersuchungsgegenstand kulturgeschichtlich motivierten Fragens nach der Konstruktion personaler Identitäten und gesellschaftlicher Ordnungsvorstellungen Konjunktur hat. Einen Querschnitt der Forschung zu diesem Thema bietet jetzt der Sammelband *Le corps et sa parure*, Micrologus 15, 2007.

Anne-Kathrin Reich nimmt in ihrer Arbeit, die 2003 als Dissertation an der Universität Hannover angenommen worden ist, diesen Themenkomplex am Beispiel der Altstadt Hannover in den Blick. Das auf dem rechten Leine-Ufer gelegene Landstädtchen empfiehlt sich aufgrund der Überlieferungslage besonders dazu, haben sich doch aus dem Zeitraum zwischen 1312 und 1671 an die 30 Statuten und Kleiderordnungen der städtischen Obrigkeit erhalten. Anhand dieser Serie lässt sich sowohl die Entwicklung der Gesetzgebung selbst, als auch ihr Zusam-

menhang zu historischen Wandlungsprozessen kürzerer und längerer Dauer verfolgen. So wirkten sich die 1532–1534 durchgeführte Reformation und die Residenznahme der welfischen Landesherrn während des 17. Jahrhunderts auf die städtische Lebenswelt und die Politik des Rats aus, was sich auch in den Kleiderordnungen niederschlug. Viele Kleidungsstücke, wie der Kruseler oder die «mouwenspangen», sind für den niederdeutschen Raum erstmals in den hannoverschen Quellen belegt.

Die Autorin, die ihre Ausbildung als Damenschneiderin und ihre Vertrautheit mit den Beständen des hannoverschen Stadtarchivs für ihr Vorhaben empfehlen, stellt der Untersuchung des eigentlichen Gegenstands eine Einleitung sowie je ein Kapitel zur Bedeutung von Kleidung und Mode und zu den Kleiderordnungen in der Vormoderne voran. Die darin gegebene Zusammenfassung des Forschungsstands, wie ihn etwa die Arbeiten Neithard Bulsts repräsentieren, wird in der Schlussbetrachtung wieder aufgenommen. Die grosse Spannweite der sich zum Phänomen der vormodernen Kleidung auftuenden Fragestellungen zeigen die Ausführungen Reichs zur Mode und zur materiellen Kultur. An der Mode interessieren sie weniger die von den Eliten bewusst betriebenen Regelverstöße, als die durch Gestaltung der Körperformen konstituierte Geschlechterdifferenz, die in einem Spannungsverhältnis zu der durch die Obrigkeit betriebenen sozialen Positionierung des einzelnen Menschen stehen konnte. Gegenüber den Veränderungen der wechselnden Moden betont die Verfasserin am Beispiel der von ihr untersuchten Testamente aus Hannover aber auch die lange Nutzung und den hohen Stellenwert von Kleidungsstücken, Stoffen oder Schmuck im Wirtschaften der einfachen Leute.

Die im Vergleich mit anderen Städten des deutschsprachigen Raums äusserst



früh einsetzende Überlieferung bezeugt eine Disziplinierungspolitik, die Ausdruck der Emanzipation des Rats gegenüber dem herzoglichen Vogt (67) sowie einer «Verobrigkeitlichung» des Stadtreiments war. (105) 1303 ist das Viererkollegium der «magistri disciplinae» belegt, (94) von 1312 stammen die volkssprachlichen Statuten im Bürgerbuch der Stadt, die sich gegen Kleiderluxus und aufwendige Tauffeierlichkeiten wenden. Die von Hand abgeschrieben und mit dem Ratssiegel beglaubigten Kleiderordnungen des 16. und 17. Jahrhunderts präsentieren sich als Teil der öffentlich verlesenen und am Rathaus angeschlagenen Stadtkündigungen. Sie korrespondieren mit den «Bruchregistern», in denen die zuständigen städtischen Funktionäre für Ordnungswahrung und niedere Gerichtsbarkeit, die Wach- und Bruchherren («wakeherren up den straten», «brokeherren»), die Delinquenten, ihre Vergehen und ihre Strafen dokumentierten. Bezeichnenderweise wählte Herzog Georg Wilhelm gerade diesen Bereich des Stadtreiments für eine Machtprobe, als er am 29. Mai 1658 eine eigene, gedruckte Kleiderordnung an das Rathausornageln liess. Der Rat drohte ihm daraufhin mit dem Reichskammergericht und konnte, wie die Autorin nachweist, bis zur Ordnung von 1671 sein Recht behaupten. War das Reich in diesem Konfliktfall als Appellationsinstanz präsent, so kann die Verfasserin des Weiteren zeigen, wie die in den Reichsabschieden des langen 16. Jahrhunderts enthaltenen «Kleider- und Policey-Ordnungen» im Statutarrecht der Altstadt Hannover aufgegriffen wurden.

Die Untersuchung der ausgewählten Quellen führt ausserdem zu dem Ergebnis, dass die Kategorien, nach denen in den Kleiderordnungen der Frühen Neuzeit die städtische Gesellschaft nach Ständen unterschieden und Einzelelemente der Kleidung beschrieben wurden, an verschiedene Ehrkonzepte rückgebunden waren.

Diese bezogen sich auf die Ehrbarkeit der Frauen, die stärker und differenzierter als die Männer reglementiert wurden, oder, im Falle der privilegierten «städtischen Funktionsträger und Akademiker», (163) auf die Ehre der Stadt. So unterschied die Kleiderordnung von 1544 die «bosen motwilligen frechen wilden rocklosen lude» von den Honoratioren, die im Besitz eines Rocks waren. (149) Dieselbe, am Vorabend des Schmalkaldischen Kriegs erlassene Ordnung gestattete nur den Söldnern, «zerschneden kledern» (140, 166) zu tragen. Sowohl die Kleidung als auch die Stadtgesellschaft erfuhren im Verlauf des Untersuchungszeitraums eine fortschreitende Ausdifferenzierung. Dabei scheint die Aufspaltung nach Ständen vor allem die Spitze der sozialen Hierarchie betroffen zu haben, wo sich neue Gruppen beziehungsweise Steuerklassen etablieren konnten. Der Titel der *Ordnung in Kleidern, Verlöbnußen, Hochzeiten Kindtauffen und begräbnußen* von 1656 verweist nicht nur auf die Relevanz des Familienstands, sondern auch auf die Anlässe zur Zurschaustellung von Pracht und Aufwand, die das Stadtreiment zu kontrollieren suchte.

Anschauliche Tabellen zur ständischen Zuweisung von Kleidungselementen sowie ein mithilfe von Wörterbüchern der deutschen Sprache erstelltes Glossar von Stoff- und Pelzbezeichnungen ergänzen den Band.

*Christoph Friedrich Weber (Münster)*

**Marie-Jeanne Heger-Etienvre (Dir.)  
La Suisse de 1848**

**Réalités et représentations**

Presses Universités de Strasbourg, Strasbourg 2005,  
160 P., € 15,-

Résultat d'un colloque international organisé au Mans, en novembre 1998, cet ouvrage émane du *Groupe de recherche*

*en études germaniques et interférences culturelles* de l'Université du Maine (France). Quand bien même plusieurs contributeurs sont établis en Suisse, cette publication peut donc être considérée comme un regard extérieur porté sur l'histoire helvétique, une denrée rare vu le peu d'intérêt suscité par un petit pays trop souvent considéré sans importance et «sans histoire(s)» à l'étranger. La démarche est donc à saluer et à apprécier à sa juste valeur.

Cet ouvrage est également intéressant de par son approche pluridisciplinaire. Historiens, géographes et spécialistes de littérature y croisent des regards multiples en cherchant à confronter les faits historiques et leurs représentations. Dans une première partie, intitulée «Faits et attitudes», quatre auteurs s'attachent à décrire quelques facettes de la réalité historique de 1848: deux articles sont consacrés à la politique d'asile des deux Bâle, un à la question du plurilinguisme et un au parcours de Peter Kaiser, un révolutionnaire liechtensteinois établi en Suisse. Les deux parties suivantes, intitulées «Perspectives statistiques et politologiques» et «Dans le prisme de la littérature du XIXe siècle», analysent le regard porté sur la Suisse de 1848 par des personnages de l'époque. Ce sont tour à tour les représentations élaborées par Stefano Franscini, politicien et statisticien, Alexis de Tocqueville, historien et politicien français, Jeremias Gotthelf et Gottfried Keller, écrivains, qui sont présentées au lecteur. Quant à la dernière partie, intitulée «Questionnements actuels», elle s'intéresse aux regards portés sur 1848 par les écrivains Adolf Muschg et Thomas Hürlimann ainsi que les Suisses résidant au Canada.

Après avoir souligné les mérites de cette publication, force est d'en relever les limites. Contrairement à ce que pourrait laisser entendre le titre de l'ouvrage, le lecteur ne doit pas s'attendre à une

approche globale de la Suisse de 1848 et encore moins à une analyse historique de la naissance de l'Etat fédéral. Il faut tout d'abord regretter que plusieurs contributions ne soient que très marginalement centrées sur l'objet analysé, à savoir la Suisse de 1848 et ses représentations (Geiger, Casalis-Thurneysen, Paul, Meune). Il faut ensuite constater que le socle historique devant servir à une confrontation entre réalités et représentations est pour le moins problématique. La première partie de l'ouvrage, même si elle est complétée par une série d'informations factuelles disséminées dans d'autres contributions, ne permet pas au lecteur de saisir la Suisse de 1848 dans toute sa complexité. Les dimensions sociales et économiques du conflit sont notamment négligées, de même que certaines réalisations fondamentales de l'Etat fédéral.

Plus dérangeante encore est la tendance de cet ouvrage à perpétuer certains mythes de l'historiographie et de la culture politique helvétiques, qui imprègnent, aujourd'hui encore, l'image que l'on se fait de la Suisse à l'étranger. A commencer par une idéalisation de l'Etat fédéral et de l'esprit de 1848. Certes, la politique d'asile et la politique linguistique sont quelque peu démythifiées, mais il aurait fallu en faire autant pour ce fameux esprit de 1848, idéalisé dans ses dimensions progressiste, libérale et démocratique. Quid des manipulations électorales radicales visant, par un habile découpage des circonscriptions, à se procurer une surreprésentation aux Chambres fédérales ? Quid de la discrimination de la population juive helvétique, à laquelle la liberté d'établissement n'est pas accordée ? L'image de 1848 qui est véhiculée demeure donc trop lisse et insuffisamment critique. Cette impression est encore renforcée par les parties «représentations». Pourquoi ne pas avoir donné la parole aux vaincus du Sonderbund, en



intégrant la vision des intellectuels catholiques-conservateurs ?

Un autre mythe charrié par cette publication est celui du «Sonderfall Schweiz», notamment en matière de fédéralisme: «La Suisse est le seul pays d'Europe où les acquis du «printemps des peuples» ne sont pas balayés par le triomphe de la réaction; c'est aussi le seul à se doter d'un système fédéraliste au moment où ses voisins ne songent qu'au modèle de l'Etat unitaire.» (introduction, 7–8) Alors que la mise en place de l'Etat fédéral devrait être interprétée comme une avancée décisive vers un Etat national centralisé, s'inscrivant dans un trend généralisé en Europe, et précédant en cela l'Italie et l'Allemagne, c'est la dimension fédéraliste du nouveau système politique qui est mise en perspective. Certes, la constitution de 1848 conserve de nombreuses compétences aux cantons, mais la réalisation d'un espace économique helvétique, – unifications douanière et monétaire; décloisonnement du marché du travail grâce à la liberté d'établissement; impulsion donnée à la création d'un réseau ferroviaire par la législation fédérale – constitue une avancée centralisatrice qui équivaut, pour le moins, à la combinaison du «marché commun» et de la «monnaie unique», si l'on se réfère à l'intégration européenne.

Sur le plan méthodologique, enfin, le lecteur s'étonnera de constater quelques anomalies formelles: article sans références paginées (Piveteau), citations non référencées ou non marquées dans le texte. (73, 74, 77) Il restera surtout sur sa faim quant à la promesse d'une confrontation entre réalités et représentations. De ce point de vue, les articles de la première partie «réalités» ne recourent que très partiellement les problématiques abordées dans les trois parties «représentations». Au sein même des différentes contributions, cette confrontation n'est que rarement concluante. Il faut toutefois relever

une exception de taille qui, à elle seule, suffit à recommander la lecture de cet ouvrage. Maîtrisant à merveille les deux niveaux de la réalité historique et de sa représentation, Marc Vuilleumier remet en question un autre mythe historiographique helvétique, celui de berceau de la démocratie. En partant de l'analyse que Tocqueville fait de la Suisse, en janvier 1848, l'historien genevois met en perspective les limites démocratiques des formes républicaines de gouvernement helvétiques au 19e siècle, et notamment le respect très partiel de la séparation des pouvoirs. Une réalité que la création de l'Etat fédéral ne parviendra que très progressivement à atténuer.

*Cédric Humair (Lausanne/Courtelary)*

**Christof Dejung**  
**Aktivdienst und**  
**Geschlechterordnung**  
**Eine Kultur- und Alltagsgeschichte**  
**des Militärdienstes in der Schweiz**  
**1939–1945**

Chronos, Zürich 2006, 446 S., Fr. 68.–

«Robespieristes, anti-robspieristes, nous vous crions grâce: par pitié, dites-nous, simplement, quel fut Robespierre», flehte Marc Bloch seine Berufskollegen in der 1941 verfassten *Apologie der Geschichtswissenschaft* an. Ähnliches mag man sich für die «Aktivdienstzeit» in der Schweiz wünschen, dem Ereignis, das zum Gründungsmythos der modernen Eidgenossenschaft avancierte und spätestens seit den 1980er-Jahren ein Schauplatz ideologisch und emotional aufgeladener Konflikte um die Definition der «schweizerischen Identität» geworden ist. Der Versuch zu einer konsequenten Historisierung, wie sie Bloch für die französische Revolution vorschwebte, unternimmt Christof Dejung in seiner Dissertation zu der All-

tagsgeschichte des Militärdienstes in der Schweiz von 1939 bis 1945. Seine lesenswerte Studie überzeugt vor allem durch die methodisch sorgfältige Verwendung von Oral-History-Zeugnissen aus dem Archimob-Projekt, an dessen Aufbau der Autor selbst beteiligt war.

Ausgangspunkt der Untersuchung ist die Mobilmachung von 1939. Dejung interpretiert das Einrücken der Truppen und deren Vereidigung als ein Übergangsritual, bei dem auf eine quasireligiöse Weise und mit Berufung auf die Figur der alten Eidgenossen Armee und Nation in eins gesetzt wurden. Was dieser Übergang vom Zivilleben in die ausschliesslich männliche Welt des Militärs für die Soldaten konkret bedeutete, wird anhand einer Rekonstruktion des militärischen Alltags erkennbar. Im Gegensatz zu den offiziellen Verlautbarungen zeichnen Soldatenerinnerungen ein wesentlich weniger heroisches Bild des Aktivdienstes. Die neuartige Erfahrung des Gemeinschaftsgefühls, das durch die Rhetorik der geistigen Landesverteidigung vorgeformt war und durch die drohende Gefahr verstärkt wurde, hatte ihre lebensweltliche Grundlage in den gemeinsam erlebten Strapazen, in Wirtshausbesuchen, Alkoholkonsum und Scherzen. Daneben bestand der militärische Alltag aber vor allem auch aus Eintönigkeit und Überdruß, aus Heimweh und der Sorge um Familie und FreundInnen.

Der zweite Teil des Buches ist der Bedeutung der Armee als «Schule der Nation und der Männlichkeit» gewidmet, ein Thema, dem die Geschlechterforschung in den letzten Jahren besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat. Als «totale Institution» verlangte die Armee vom einzelnen Soldaten einen Verzicht auf Individualität, was sich äusserlich in Uniformzwang und Haarschnitt, im militärischen Alltag durch Drill, Disziplin, dem Zwang zu Gehorsam und dem Leben in einer grösseren Gruppe ohne Rückzugsmöglichkeiten manifes-

tierte. Die Grenzziehung gegenüber dem zivilen Leben erfolgte mit Rekurs auf die symbolische Geschlechterordnung, indem die soldatische Männlichkeit einer als verweicht und weiblich gezeichneten Gesellschaft der Zivilisten gegenübergestellt wurde. Analog waren auch der militärischen Hierarchie Elemente der Geschlechtersymbolik eingeschrieben: Während gewöhnliche Soldaten stets weiblich konnotierte Tätigkeiten wie Putzen, Flicken und Küchenarbeit verrichten mussten, eröffnete erst die Offizierskarriere den Weg zu der vollkommenen, militärischen Männlichkeit. Zudem war die Hierarchie innerhalb der Armee Abbild der sozialen Machtverhältnisse. Arbeitern und Kleinbauern blieb die Offizierslaufbahn zur Zeit des Zweiten Weltkrieges noch verschlossen, womit der Armee eine wichtige Rolle bei der Reproduktion der bürgerlichen Klassenverhältnisse zukam.

Einen Gegenpol zu der in Hackordnungen gefassten militärischen Männlichkeit erkennt Dejung im Ideal der Kameradschaft, deren Analyse Kernstück des dritten Teils seiner Untersuchung bildet. Diese Kameradschaft war freilich ambivalent, ebenso Mittel und Ziel der militärischen Ausbildung als auch Moment der (klassenübergreifenden) Solidarität unter den Soldaten. In dieser zweiten Bedeutung konnte sie durchaus subversive Züge annehmen. Besonders aufschlussreich sind in dieser Hinsicht die aktenkundig gewordenen Fälle der (angedrohten) Befehlsverweigerung, welche die fragilen Seiten von Autorität und Hierarchie aufzeigen. Die Furcht vor kollektiven Widerstandshandlungen veranlasste Vorgesetzte oftmals dazu, über Ungehorsam geflissentlich hinwegzusehen, unbeliebte Offiziere zu versetzen oder Kompromisslösungen zu suchen. Zum Schutz der angeschlagenen Autorität von Offizieren wurden viele derartige Vorkommnisse offenbar auch nie aktenkundig. So jedenfalls interpre-



tiert Dejung die Diskrepanz zwischen den ihm aus Interviews bekannt gewordenen Vorfällen des Ungehorsams und dem Mangel an schriftlicher Überlieferung. Ins Reich solcher halbprivaten Erinnerungen gehört auch die oft kolportierte Legende, dass Soldaten im Fall eines bewaffneten Angriffs zuerst die als deutschfreundlich geltenden Offiziere erschossen hätten. Wie viel Grosssprecherei hinter solchen Aussagen steckt, bleibt offen. Auch schliesst Dejung aus diesen Berichten nicht auf eine allgemein deutschfreundliche Haltung des Offizierskorps, sondern betrachtet den Vorwurf der Nazisympathien vielmehr als eine Chiffre für die bei den Soldaten unbeliebten Führungsmethoden. Deren Anhänger waren mehrheitlich die stramm antikommunistischen und rechtsbürgerlich gesinnten Offiziere, die im republikanischen Ideal des Bürgersoldaten die Gefahr der Verweichlichung von Militär und Gesellschaft witterten. Auch die soldatische Witzkultur, in der die Offiziere eine beliebte Zielscheibe des Spotts darstellten, war Ventil für Unzufriedenheit, verweist aber ebenso auf die Existenz eines informellen Codes, der neben dem offiziellen militärischen Wertesystem handlungsleitend war und über den sich Vorgesetzte nicht ohne Folgen hinwegsetzen konnten.

Im vierten Teil hebt Dejung die Bedeutung der christlichen Religion mit ihrer Vorsehungs- und Erlösungssemantik hervor, die im offiziellen Diskurs und der alltäglichen Praxis als Moment der Sinnstiftung diente. Die christliche Aufladung der Landesverteidigung grenzte freilich die Juden aus, auf deren religiöse Bedürfnisse die Armeeleitung keine Rücksicht nahm, weder im Hinblick auf Speisevorschriften noch bei der Urlaubsregelung. Viel Raum nehmen schliesslich die aus der Literatur wohlbekannten Debatten um die strategische Planung und das Reduit ein. Bemerkenswert ist in diesem Kontext die eher widersprüchliche Beurteilung des

Reduits durch die Zeitzeugen. Gerade aus den Erinnerungen von Frauen geht hervor, dass man sich über die Tragweite des Entscheids oftmals nicht im Klaren war und nicht wahrhaben wollte, dass der Rückzug der Armee ins Gebirge weite Teile des Landes einem feindlichen Angriff schutzlos ausgeliefert hätte. Im letzten Teil des Buchs schliesslich interpretiert Dejung den «Reduitmythos» in Anlehnung an die Psychoanalyse als eine «Deckerinnerung», deren Funktion darin bestanden habe, unangenehme Aspekte zu verdrängen. Dass die Zerstörung dieser Deckerinnerung gerade bei den Männern der «Aktivdienstgeneration» starke Abwehrreaktionen hervorrief, hing nicht nur damit zusammen, dass zuvor tabuisierte Fragen Gegenstand der Debatte wurden. Der Angriff auf den «Reduitmythos» machte zudem die männliche Aneignung einer für das schweizerische Selbstverständnis zentralen Geschichtsepoche fragwürdig und entzog ihr die sinnstiftende und legitimatorische Funktion hinsichtlich der männlichen Machtansprüche.

Mit seiner differenzierten Untersuchung gelingt es Christof Dejung, zahlreiche Risse und Brüche im Geschichtsbild der Aktivdienstgeneration aufzuzeigen. Die Zeit des Aktivdienstes erscheint in den Erinnerungen der Zeitzeugen weit facettenreicher und widersprüchlicher, als die politische Instrumentalisierung des «Reduitmythos» von Rechts und Links glauben machen liesse. Die Verwendung von Methoden der Geschlechterforschung erweist sich zudem als überaus gewinnbringend. In dieser Hinsicht ist einzig zu bedauern, dass die andere Seite der Geschlechterordnung, die Rolle, die den Frauen in der Landesverteidigung und bei der Bewältigung des Alltags zugeordnet war, allzu blass geraten ist beziehungsweise selten dieselbe alltagsgeschichtliche Tiefenschärfe aufweist, wie das für die Armee der Fall ist. Gewiss hat das sehr

viel mit der Selbstverständlichkeit zu tun, mit der Frauen Aufgaben übernehmen mussten und freiwillig übernahmen. Man fragt sich bei der Lektüre allerdings hin und wieder, ob sich die Zeit des Aktivdienstes in jeder Hinsicht in so klar gegen einander abgrenzbare Gegensätze einer Männer- und Frauenwelt fassen lasse, wie das in DeJungs Darstellung geschieht, oder ob der Autor nicht ab und zu selbst der hegemonialen Rhetorik einer symbolischen Geschlechterordnung verfallen ist. Jedenfalls scheint mir die Identifikation von Zivilgesellschaft und Frauen nicht zwingend evident, wenn man bedenkt, dass für viele Männer der Aktivdienst nur eine begrenzte Phase war und dass mit der Demobilisierung grosser Teile der Armee im Sommer 1940 doch ein beachtlicher Teil der soldatischen Männerwelt ins Zivilleben zurückkehrte. Diese Einwände sollen aber dem positiven Eindruck einer durchaus gelungenen Untersuchung keinen Abbruch tun.

*Regula Ludi (Bern)*

**Barbara Bonhage, Peter Gautschi,  
Jan Hodel, Gregor Spuhler  
Hinschauen und Nachfragen  
Die Schweiz und die Zeit  
des Nationalsozialismus  
im Lichte aktueller Fragen**

Lehrmittelverlag des Kantons Zürich, Zürich 2006,  
150 S., Fr. 37.10

«Die Jugendlichen sollen lernen, dass Geschichte nicht ist, sondern gemacht wird.» (Zürcher Kantonsrat, 31. 5. 2005, in *Neue Zürcher Zeitung*, 1. 6. 2005) Dies hat im Zürcher Parlament 2005 eine SP-Kantonsrätin einem Bergier-Kritiker aus der SVP entgegnet. Dieser hatte ein Jahr vor der Publikation des Lehrmittels *Hinschauen und Nachfragen* davor gewarnt, die 68er Generation beabsichtige, mit dem Bericht

der Bergier-Kommission die Geschichte der Schweiz umzuschreiben und Tatsachen zu verdrehen: «Unsere Kinder sollen mit dieser Geschichtsschreibung abgefüllt werden. Damit leistet man einen Beitrag zur Verdummung der Gesellschaft, denn was in der Schule verbreitet wird, ist schwer zu korrigieren.» (5) Beide Voten vernahmen viele Geschichtslehrpersonen nicht ungerne. Zwar misstraut man uns gehörig und gesteht uns immer weniger Lektionen zu. Grundsätzlich betrachtet schwillt uns Vermittlern jedoch der Kamm, in Anbetracht dessen, was man uns alles zutraut: Wir seien die Handwerker, die zeigen sollen, wie unsere Branche Geschichte produziert. Was wir im Unterricht vermitteln, sei so nachhaltig, dass es nur schwer korrigierbar sei. Wie dieser Beruf doch gewichtig und effektiv ist!

Jetzt liegt das von Historikerinnen und Didaktikern erarbeitete Lehrmittel zur ausdrücklich *freiwilligen* Benutzung vor. Es richtet sich vor allem an die Sekundarstufen, ich meine aber, Teile davon können auch auf der tertiären Stufe gewinnbringend genutzt werden. Die im Folgenden formulierten Eindrücke und Kommentare stützen sich auf einen einmonatigen Einsatz in einer Maturaklasse des Kurzzeitgymnasiums der Kantonsschule Luzern. Das neue Lehrmittel wurde an dieser Schule im Klassensatz angeschafft, um es zeitweise einsetzen zu können. Neben dem eigentlichen Geschichtsbuch – hier *Weltgeschichte 2* (Joseph Boesch/Rudolf Schläpfer, *Vom Wiener Kongress bis zur Gegenwart*, Zürich 2004) – wurde es verwendet, um eine spezifische Sicht auf die Schweiz zu ermöglichen. Mit derselben Absicht wurde dieses Lehrmittel neben den AKAD-Heften auch an der Zentralschweizer Maturitätsschule für Erwachsene eingesetzt.

An beiden Unterrichtsorten strebte der Schreibende an, über zentrale Teilaspekte eine Übersicht zur *Schweiz im Zeitalter*



der Weltkriege zu erarbeiten. Die dafür im 1. Kapitel knapp präsentierten Themen – *Anpassung und Widerstand, Alltag, Politik und Wirtschaft, Polizei, Diplomatie, Kultur, Flüchtlingshilfe, Finanzwirtschaft, «Arisierungen», Flüchtlinge* – waren in der Zeit relevant und sind es auch aus der historischen Rückschau noch. Schade ist, dass hier wie im Bergier-Bericht die im Land betriebene Flüchtlings- und Interniertenhilfe, an der fast alles Zeittypische auch gezeigt werden kann, weitgehend vergessen geht. Als sehr anregend empfanden die Lernenden die personalisierte Perspektive: die jeweiligen Personenskizzen erlauben einen einfühlsamen Zugang.

Fast wichtiger war aber, die zu Unterrichtenden dafür zu sensibilisieren, dass sie wahrnehmen und beurteilen können, wie ihre Lehrperson (die sich kompetent fühlt) und das neue, im voraus kritisierte Lehrmittel beim «Geschichte machen» vorgehen. Um die Anleitung zur Quellenkritik noch um eine Wahrnehmungsvariante zu verstärken, hörten wir zusätzlich und gezielt Zeitzeugen ab den Archimob DVD's *L'histoire c'est moi* (DVD 1–4, 555 Versionen der Schweizer Geschichte 1939–1945, Archimob 2005). Geradezu exemplarisch breit liess sich dies an der Beschreibung der Persönlichkeit des Generals demonstrieren: Bewusst für den Einstieg die Enkel-Perspektive wählend, erzählte ich, wie mir der Grossvater den Respekt für das in der Stube prominent platzierte Guisan-Bild beibrachte, und wie Edgar Bonjour noch in den 1990er-Jahren von diesem grossen Mann geschwärmt hatte. Den Seiten 12 und 54 entnahmen wir die objektiv dargelegte Information zu Guisan. Die ganze Bandbreite der Einschätzung der historischen Figur ergab sich durch die verschiedenen Zeitzeugen ab der 2. Archimob DVD: *Guisan: Held oder ...?*

Auch bei diesem Fokussieren suchten wir uns immer auf die Kernfrage auszurichten, welche Geschichtsbilder sich in

der Schweiz weshalb gehalten haben. Für dieses erfragend orientierende Vorgehen diente eine Postkarte von 1914, welche die Schweiz als Insel im tobenden Meer zeigt, als Ausgangspunkt wie auch als Kristallisationsbild für die Grundsatzfrage.

Diese zeitgenössische Bildquelle, die das Schweizerische Selbstverständnis nicht nur für die Jahre 1914–1945 zeittypisch repräsentiert, sondern m. E. in der Schweiz bis in die 1990er-Jahre weitgehend apodiktisch einem Grundkonsens entsprach, ist im Lehrmittel *Hinschauen und Nachfragen* zentral positioniert und leitet ins 2. Kapitel «Die Schweiz im Zeitalter der Weltkriege» ein. Auch ins 1. Kapitel «Menschen in der Schweiz zur Zeit des Zweiten Weltkriegs», ins 3. und 4. «Geschichte kontrovers», «Die Schweiz und das Deutsche Reich 1933–45» sowie ins 5. «Anerkennung und Wiedergutmachung von vergangenem Unrecht» – führt jeweils ein Schlüsselbild ein: Junges Paar am Tag der Mobilmachung 1939, Infotag des Bundesarchivs zum Wissensstand und Forschungsperspektiven 1997, Bewachter Bahnhof Konstanz 1945, Willy Brandt in Warschau auf den Knien 1970. Alle diese Einführungen, die jeweils auf vier farblich hervorgehobenen Seiten eine Übersicht ins jeweilige Kapitel vermitteln, haben die SchülerInnen sehr geschätzt, da sie sich darin orientieren und auf die Lernziele ausrichten konnten.

Der im Buchtitel programmatisch deklarierte Ansatz, *hinschauen und nachfragen zu wollen*, zeigt sich in den auf ein breites Alter ausgerichteten Aufgaben. Zu jeder Teilsequenz sind präzise und nüchtern gestellte Fragen formuliert. Jeweils die letzte davon versucht, vom historischen Gegenstand auch zu einer Gegenwartsproblematik eine Brücke zu bauen. Dieses Konzept bringt beim Erarbeiten von einzelnen Themenbereichen einen guten Ertrag. Überhaupt empfiehlt sich dieses Lehrmittel als «historischer Steinbruch» für die individuelle Einzelorientierung und

zur Vertiefung. Ich kann es mir gut für den Projektunterricht vorstellen. Wer sich jedoch grosse Teile des Buches vornimmt, auf den wirkt der zweckgerichtete Stil zunehmend bemühend. Vermutlich wird das bereits im Titel deklarierte Postulat auch aus einer späteren Rückschau als wertvolle und die Persönlichkeit fördernde Rendite gesehen, die ein nachhaltiger Geschichtsunterricht abwerfen kann. Möglicherweise wird dies später aber eher als spezifisches Charakteristikum einer Geschichtsvermittlung unserer Zeit gesehen, die sich immer mehr übers Pädagogische definiert. Wollen wir aber, dass Geschichte weiterhin ein Denkfach bleibt, braucht es Lehrpersonen, die sich immer wieder neuen Zugängen öffnen. Dieses Lehrmittel kann sie dabei gut unterstützen.

Jürg Stadelmann (Luzern)

**Jürg Schneider, Ute Rösenthaler,  
Bernhard Gardi (Hg.)  
Fotofieber  
Bilder aus West- und  
Zentralafrika. Die Reisen  
von Carl Passavant 1883–1885**

Christoph Merian, Basel 2005, 248 S., 96 Abb., Fr. 48.–

Der Band *Fotofieber* führt vor Augen, welches Ausmass an historischen, ethnologischen und nicht zuletzt fotohistorischen Kenntnissen, an ausdauernden und präzisen Nachforschungen erforderlich ist, um historische Fotografien als Quellen fruchtbar zu machen und ihre immer wieder aufs Neue faszinierende Vielschichtigkeit aufzudecken. Die Fotografien, von denen hier die Rede ist, waren Teil eines Nachlasses, der lange Zeit praktisch unbeachtet in den Speichern des Museums der Kulturen in Basel lag. In dieser Hinterlassenschaft fanden sich 274, von den Motiven her weitgehend unbekannte Bilder aus West- und Zentralafrika. Wie das

«Fotofieber» ausbrach und verlief, lässt sich anhand der sorgfältig gemachten und schön gestalteten Publikation, in der eine Auswahl von knapp 100, qualitativ hochstehenden Fotografien farbig reproduziert ist, nachvollziehen.

Die Problematik der Herkunft, der Produktion und der Zirkulation der Bilder stand am Anfang eines geradezu detektivischen, arbeitsintensiven Prozesses der Quellenerschliessung. Denn zu diesen Dokumenten zur Geschichte der Fotografie und zur Geschichte West- und Zentralafrikas waren nur vereinzelt Bildlegenden vorhanden. Die Suche nach Informationen zu Urheber, Bildinhalt, Aufnahmeort und -datum schloss Befragungen von Spezialistinnen und Spezialisten ein, Recherchen nach identischen Fotografien unter anderem in Archiven in England und Frankreich, sowie die Suche nach publizierten Bildern in Zeitungen, Zeitschriften und Büchern. Zunächst führte die Lösung der Aufgabe auf die Spur eines jung verstorbenen und weitgehend vergessenen Sammlers und Forschers, des Basler Bürgers Carl Passavant, eines anthropologisch interessierten Mediziners. Die Beschäftigung mit seiner Person förderte als weitere Quellen seine Dissertation von 1884 mit dem Titel *Craniologische Untersuchung der Neger und der Negervölker. Nebst einem Bericht über meine erste Reise nach Cameroons (West-Afrika) im Jahre 1883* zutage, einige wenige Briefe, naturkundliche und ethnografische Sammlungsobjekte sowie zwei Nachrufe.

Aufgrund dieser schmalen Basis erarbeiteten Jürg Schneider, Peter Haenger und Christoph Keller den biografischen, soziokulturellen und wissenschaftsgeschichtlichen Hintergrund des Reisenden. Damit zeichnen sie auch ein Bild des sozialen und politischen Zusammenhangs von Forschungsreisen und der Bedingungen der Produktion von wissenschaftlichen Informationen und Erkenntnissen. Carl



---

Passavants Reisen reihen sich ein in eine lange Folge von Forschungsunternehmen, die im Grunde wenig erfolgreich verliefen, deren Teilnehmer der Nachwelt jedoch nichtsdestotrotz interessantes Material hinterliessen. Passavant, den neben anthropologischen auch geografische und astronomische Fragestellungen interessierten, verlor auf der ersten Reise bei einem Bootsunfall sämtliche Aufzeichnungen und Sammlungsgegenstände. Bei der zweiten Reise war ihm aufgrund kriegerischer Auseinandersetzungen im Zusammenhang mit der Annexion Kameruns durch Deutschland sein Ziel, das Hinterland hinter dem den Europäern bekannten Küstenstreifen, im wahrsten Sinne des Wortes nicht mehr zugänglich.

Gleichwohl hinterliess Passavant ein beeindruckendes Konvolut von Fotografien, die er, wie sich herausstellte, nicht selbst aufgenommen hatte, sondern geschenkt erhielt, eintauschte oder käuflich erwarb. Dies erklärt zum Teil die auffallende Diskrepanz zwischen den Bildern und seinen wissenschaftlichen Interessen, insbesondere der Anthropologie. Bis auf die Ausnahme von drei Fotografien, die Menschen- und Affenschädel zeigen, entsprechen die Bildmotive nicht dem, was man von einem anthropologisch interessierten Mediziner erwarten würde. Sie beleuchten vielmehr Bereiche, die für damalige Reisende, seien sie Abenteurer, Wissenschaftler, Soldaten, Missionare oder Handelsagenten wohl mehrheitlich im Vordergrund standen und im Bild erhältlich waren: Handels- und Missionsstationen, Hafenanlagen und Ansichten von Siedlungen von Madeira bis zur heutigen Grenze zwischen Angola und der Demokratischen Republik Kongo, die lokal und überregional gebräuchlichen Verkehrsmittel, insbesondere Schiffe, und nicht zuletzt Tauschwaren. Die Portraits und Gruppenbilder rücken wohl in vergleichbarer Weise vor allem diejenigen Einheimischen ins

Licht, mit denen Reisende vorwiegend in Kontakt kamen: lokale, wirtschaftliche und politische Eliten, sowie die auf Schiffen und Handelsstationen tätigen Arbeitsmigranten. Auffallend ist eine grosse Zahl von Portraits von Frauen. Ausgehend von der Frage, welche Bildmotive heute überhaupt gezeigt werden sollen, legt Anna-Maria Brandstetter anhand dieser Aufnahmen die Schwierigkeiten dar, mit Bildern von Frauen umzugehen, der zeitgenössischen Bedeutung der Fotografien nachzuspüren, die Bilder zu beschreiben, zu analysieren und zu interpretieren.

Die Fotografien werfen Schlaglichter auf eine Fülle von Geschichten: Tourismus auf Madeira (Rui Carita), Linienschiffe und Lokalverkehr an den Küsten West- und Zentralafrikas (Markus M. Haefliger), Saisonarbeiter an der westafrikanischen Küste (Diane Frost) sowie, mit Bezug auf die von Passavant gesammelten Ethnographica, der Bau und die Verwendung von Kanus (Ute Röschenthaler). Die Autorinnen und Autoren erhielten eine Auswahl von Fotografien mit der Vorgabe, diese nicht als Illustrationen ihres Beitrags zu verwenden, sondern sie zum Ausgangspunkt zu nehmen. Dadurch konnten in manchen Fällen überhaupt erste Anhaltspunkte zum Lesen der Bilder erarbeitet werden, neue Informationen gewonnen oder die vielfach spärlichen Bildlegenden ergänzt und korrigiert werden. Der Anspruch der Herausgeber und Herausgeberinnen liess sich nicht für alle Fotografien gleichermassen einlösen. Die Errichtung der deutschen «Schutzherrschaft» in Kamerun (Stefanie Michels) schlug sich ebenso wenig direkt in den Fotografien nieder, wie die Produktion, der Handel und der Verbrauch von Gütern für den Tausch (Dmitri van den Bersselaar). Vom Arbeitsalltag der Weissen auf Handelsstationen und von ihrem Verhältnis zu den Einheimischen kann man sich ein Bild machen anhand der Briefe, die der Basler

Louis Baur schrieb, ein Zeitgenosse von Carl Passavant und ebenso wie dieser in die deutschen Kolonisierungsbemühungen involviert (Jürg Schneider).

Der vorgegebene Ansatz wurde am konsequentesten und ergiebigsten umgesetzt von Martha G. Anderson und Lisa Aronson in Bezug auf die Selbstdarstellung und Aneignung der Fotografie durch die regionalen und lokalen Eliten in wichtigen Handelsorten im Nigerdelta, sowie von Jeremy Rich und Ayodeji Olukoju in Bezug auf die Ansichten der sich zu jener Zeit immer schneller verändernden Städte Libreville respektive Lagos. Abschliessend schlägt Jürg Schneider mit einem Beitrag über die Entdeckung des Gorillas den Bogen wiederum zu damaligen anthropologischen Fragestellungen und verweist auf die Bedeutung von Fotografien als Surrogate für nicht oder nur sehr schwer zu beschaffendes wissenschaftliches Anschauungsmaterial.

Dass die Faszination für die Möglichkeiten der Fotografie rasch auch die Bevölkerung West- und Zentralafrikas ergriff, war und ist zu vermuten, bisher liegen jedoch für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts erst wenige Studien vor. Ein grosses Verdienst der hier vorliegenden Recherchen zur Herkunft, Herstellung und zur Zirkulation der Fotografien ist darin zu sehen, dass Fotostudios in Nigeria und in Gabun nachgewiesen und zwei afrikanische Fotografen namentlich eruiert werden konnten. Diese hatten sich spätestens seit den 1860er-Jahren, wahrscheinlich jedoch schon früher, diese bildgebende Technik angeeignet, Lichtbilder hergestellt und in Umlauf gesetzt. Dies impliziert, dass Aufnahmen afrikanischer Fotografen genauso weit verbreitet waren wie diejenigen europäischer Fotografen. Vor allem aber ist damit die Erkenntnis verbunden, dass es nicht nur die Interessen und Perspektiven europäischer Reisender waren, die das Verhältnis zwischen Foto-

grafierenden und Abgebildeten und mithin die Bilder aus Afrika und vor allem auch der Afrikaner und Afrikanerinnen prägten. Damit leistet *Fotofieber* einen wichtigen Beitrag zur Erhellung der Geschichte der Fotografie im Allgemeinen und im Speziellen der Fotogeschichte West- und Zentralafrikas.

*Regula Iselin (Basel)*

**Tony Judt**  
**Geschichte Europas von 1945**  
**bis zur Gegenwart**

Hanser, München 2006, 1024 Seiten, Fr. 69.–

**Hartmut Kaelble**  
**Sozialgeschichte Europas**  
**1945 bis zur Gegenwart**

C. H. Beck, München 2007, 437 S., Fr. 60.40

Denkbar verschieden sind diese beiden imponierenden Versuche zu einer Gesamtdarstellung europäischer Geschichte ausgefallen. Tony Judts Buch stellt sich in die angelsächsische Tradition gut geschriebener Lehrbücher für ein breites – auch ausseruniversitäres – Publikum, darunter vermutlich die eigenen Studierenden (der britische Autor lehrt an der New York University). Die überaus kenntnisreiche, auf einer jahrzehntelangen Beschäftigung mit vergleichender europäischer Sozialgeschichte beruhende Darstellung von Hartmut Kaelble (Berlin) dürfte demgegenüber ein weit engeres Publikum ansprechen.

Kaelble gliedert seinen Text in zwölf Kapitel, die in drei Teilen «Soziale Grundkonstellationen», «Soziale Hierarchien und Ungleichheiten» sowie «Gesellschaft und Staat» thematisieren. Jedes Kapitel folgt einem streng durchgehaltenen Raster: einleitend einige Bemerkungen zum Forschungsstand, sodann ein chronologischer Abriss des gesellschaftlichen Wandels,



---

darauf folgend die Diskussion, inwiefern die Entwicklung von wachsenden Konvergenzen respektive anhaltenden oder neuen Divergenzen gekennzeichnet ist; und drittens der Vergleich zu aussereuropäischen Gesellschaften, um vor diesem Hintergrund nochmals die Frage europäischer Besonderheiten aufzugreifen. Zum Abschluss jeweils eine aufs wesentliche konzentrierte, wertvolle thematische Literaturübersicht. – Es ist das klassische Programm einer strukturgeschichtlich orientierten Sozialgeschichte, das auf die Spitze getrieben wird, um das gewählte Ziel erreichen zu können: eine gesamt-europäische Darstellung. Europa wird dabei aus einer beträchtlichen, stets gleichförmig bleibenden Flughöhe betrachtet, unter weitgehender Aussparung all jener Aspekte, die sich der statistischen Erfassung entziehen. Akteure treten kaum in Erscheinung, es sei denn in Gestalt sozialer Kategorien, die «Gesellschaft» erscheint als ein sich selbst bewegendes, komplexes Regelwerk wechselseitiger Einwirkungen. «Qualitative» Einzelinformationen, die Farbtupfer setzen, werden mit äusserster Sparsamkeit eingesetzt.

Ganz anders bei Judt, wo die Chronologie im Vordergrund steht und dazu die politische Geschichte, durchwirkt mit vielfältigen wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Aspekten. Das Anekdotische hat seinen Platz und erhöht oftmals das Lesevergnügen. Der Text gliedert sich in 24 Kapitel und vier Hauptteile, welche die gewählte Periodisierung sichtbar machen: Nachkriegszeit 1945–1953; Wohlstand und Aufbegehren 1953–1971; Rezession 1971–1989; Nach dem Zusammenbruch 1989–2005. Das leuchtet ein, mit Vorbehalt: Mit der Wahl des Wendejahrs 1971 orientiert sich Judt an der Preisgabe des fixen Dollarkurses, die zwar eine Ära wirtschaftlicher Turbulenzen, aber noch keineswegs das Ende der langen Nachkriegskonjunktur einleitete. Zudem

waren die Jahre nach 1971 keineswegs durchgehend von Rezession bestimmt.

Trotz seines Umfangs stellt Tony Judts Buch keine umfassende Darstellung dar, die sich als Nachschlagewerk konsultieren liesse. Der Autor folgt spezifischen Interessen, setzt seine sehr persönlichen Akzente und zieht entsprechend perspektivische Linien durch die Masse des Stoffs. Als Angehöriger der unmittelbaren Nachkriegsgeneration in Grossbritannien aufgewachsen, von jüdischer Herkunft, mit teils osteuropäischen familiären Wurzeln, ist für ihn die beispiellose Verwüstung und in dieser Form kaum zu erwartende Rekonstruktion Europas nach 1945 ein zentraler Bezugspunkt. Der nur zum Teil geplante, sich aus vielen Schritten entwickelnde Prozess der europäischen Integration wird immer wieder aufgegriffen. Ein weiterer Bezugspunkt ist die erzwungene politische Teilung des Kontinents zwischen Ost und West, die 1989 dahinfiel. Als eine Art Subtext fungiert drittens der europäische Umgang mit dem Holocaust und den übrigen Massenverbrechen des Zweiten Weltkriegs. Die europäische Staatenwelt, die sich nach 1945 reorganisierte, war – wie er unterstreicht – durch Deportationen, Massenmord und «ethnische Säuberungen» in einem nie zuvor (oder danach) gegebenen Mass uniform geworden. Die transnationalen Migrationen der Gegenwart werden nur noch angedeutet, doch lässt Judt keinen Zweifel, dass Europa heute wieder zu jenem Flickenteppichmuster sprachlicher, religiöser und kultureller Vielfalt zurückfindet, das den Kontinent so lange kennzeichnete. Das lang dauernde, keineswegs nur deutsche Schweigen über die Verbrechen der Vergangenheit – und die eigene Verstrickung darin – ist in Judts Interpretation ein Element dieser Nachkriegskonstellation. Damit befasst sich der Epilog, der an das tiefe Vergessen, Verdrängen und Verleugnen erinnert, mit dem in Europa

nach dem Krieg der Mord an den Juden umgeben wurde («Erinnerungen aus dem Totenhaus. Ein Versuch über das moderne europäische Gedächtnis»). Heute ist dieses Schweigen durchbrochen; jedoch haben sich neue Gräben in der Wahrnehmung aufgetan, indem die Osteuropäer auf ihrer eigenen Erinnerung an Verfolgung und Deportationen *nach* 1945 beharren. In einem klugen Essay diskutiert Tony Judt die Konkurrenz der Erinnerungen und macht aus der jüngeren Erinnerungskultur einen Aspekt europäischer Leistung – und eine der Triebkräfte europäischen Zusammenwachsens.

Das entrollte Gesamtbild ist in der Breite angeschnittener Themen und Aspekte, in der geschickten Montage des Materials und der erzählerisch gut bewältigten geografischen und thematischen Übergänge durchaus faszinierend. Besonders anschaulich wirkt der Einstieg, die Darstellung der Misere von 1945 und der Hinterlassenschaft nationalsozialistischer Besetzung weiter Teile des Kontinents. Sehr gelungen ist in diesem und in den nachfolgenden Teilen die sich wiederholende Parallelerzählung ost- und westeuropäischer Entwicklung. Dabei wechseln sich stärker thematisch fokussierte Kapitel mit solchen ab, die primär aus aufeinander folgenden knappen Länderskizzen bestehen. Sehr einleuchtend ist Judts Hinweis auf die historiografischen Konsequenzen der Wende von 1989, in deren Folge die scheinbar dauerhafte politische und ideologische Teilung des Kontinents zur blossen Übergangsphase wurde, zu einem in die Länge gezogenen Epilog von Hitlers Krieg. Aus dieser Sicht, welche die Nachkriegszeit erst in der Folge von 1989 ausgehen lässt, entspringt der Titel des Originals (*Postwar*), der in der Übersetzung verloren ging.

Es ist nachvollziehbar, dass bei einem derart breiten Vorgehen die Basis nicht überall gleich solide sein kann. Die

Darstellung Frankreichs und Grossbritanniens gewinnt auch infolge persönlicher Erfahrung besondere Anschaulichkeit; für Deutschland will dies nicht in gleicher Weise gelingen; auch Italien bleibt merkwürdig blass. Vollends störend ist der blinde Fleck in der Wahrnehmung, was die sich verändernde Stellung der Frauen und die Geschlechterbeziehungen betrifft. Abgesehen von wenigen dürftigen Seiten zur Liberalisierung des Schwangerschaftsabbruchs und des Umgangs mit Homosexualität finden sich zu diesem Aspekt keinerlei zusammenhängende Überlegungen. (552 f.) Im Register fehlt die Thematik. Grund zur Irritation sind auch manche Flüchtigkeiten und ein teilweise salopper Umgang mit Zahlen. «Sinkende Reallöhne» in Italien Ende 1960er-Jahre, «abnehmende Produktivität» in den 1970er-Jahren: hier sind offensichtlich verlangsamte Wachstumsraten, keine absoluten Rückgänge, gemeint. (457, 513) Quellennachweise für Zahlen oder Zitate sucht man vergebens. Wer die angeblich elektronisch verfügbare Bibliografie ansteuert, stösst auf eine Auswahl englischsprachiger Literatur, erkennbar für US-Studierende bestimmt.

Solche Ärgernisse erspart einem Hartmut Kaelble, der im Übrigen differenzierte Angaben zum Verhältnis der Geschlechter bietet. Nebenbei bemerkt rückt auch die Schweiz bei ihm öfter ins Bild, durchweg kundig und überlegt, während Judts wenige Angaben ein wenig zufällig und teilweise auch abseitig wirken. Kaelble ist im Detail sorgfältiger und erreicht – dank strenger Beschränkung auf die ausgewählten Aspekte – eine Vertiefung, die man mit voranschreitender Lektüre stärker wahrzunehmen beginnt und zu schätzen weiss. Das entworfene Bild europäischer «Wirklichkeiten» wirkt wie verfremdet durch den aufgesetzten sozialwissenschaftlichen Filter. Gerade daraus resultiert aber auch der Reiz des Unver-



---

trauten, das ein Plus bietet gegenüber der vertieften Zeitungsleserperspektive, die Teile des Textes von Tony Judt bestimmt. Die parallele Lektüre der beiden Bücher vermag eine anschauliche Lektion zu erteilen, in welchem Mass historische Darstellungen Konstruktionen sind, die den Interessen und sprachlich-gestalterischen Intentionen der Autoren unterworfen sind. Beide Bücher haben ihre je eigenen Meriten und sollen hier nicht gegeneinander ausgespielt werden, wenn auch – das darf nicht verschwiegen werden – die oftmals

hölzerne Prosa von Kaelble es mit der darstellerischen Eleganz von Judt nicht aufzunehmen vermag. In einem sind sich die beiden Autoren im Übrigen ganz einig: beide messen dem europäischen Integrationsprozess eine grosse und überaus positive Bedeutung zu. Ihre Bücher lassen sich in diesem Sinn auch als Teil eines europäischen Prozesses der Selbstverständigung lesen, der in den letzten Jahrzehnten an Fahrt gewonnen hat.

*Mario König (Basel)*